

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 12

Für Martina

Paul Zech Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Wolfgang Delseit



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 12

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 12

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2005 Nyland-Stiftung, Köln
© 2005 Paul-Zech-Rechtsnachfolger
ISBN: 3-936235-13-9
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

Der Wald	7
Die Einfahrt	8
Der Hauer	9
Fabrikstraße tags	10
Der schwarze Baal	11
Streikbrecher	23
Wir	24
Das schwarze Revier	25
<i>Brief an Richard Dehmel</i>	29
<i>Brief von Richard Dehmel</i>	30
Zwei Wupperstädte	31
<i>Brief an Stefan Zweig</i>	33
Weihnacht über den Gräben	34
Der Mann am Kreuz	35
Die Geschichte einer armen Johanna [Auszug]	45
Ruhrberg	50
Dichter und Bauer	55
<i>Brief an Stefan Zweig</i>	66
Buenos Aires	68
Lieb Vaterland	82
Vielleicht war schon zu schwer mein Blut	83
Toncueta-Indianer beim Fischfang	85
Der Teufel Tuyá und das Mädchen Poti	98
Wer ist eigentlich dieser Paul Zech?	102
Heimkehr	117

Nachdichtungen

François Villon (1431-1463)	
Die Ballade von einem netten kleinen Barbier	119
Die Ballade von den Lästerzungen	121
Die Ballade von den allgemeinen Redensarten	123
Die Ballade von einer alten Klempnersfrau	124

Eine kleine Ballade von dem Mäuslein, das in Villons Zelle Junge bekam	127
Eine verliebte Ballade für ein Mädchen namens Yssabeau	129
Louïze Carly Labé (1525-1566)	
Zueignung des deutschen Nachdichters an seine unsterbliche Freundin	132
<i>O braune Augen...</i>	133
<i>Als mich die Lust...</i>	134
<i>Küß mich noch einmal...</i>	135
<i>Selbstbildnisse</i>	
<i>Leser, verlange von einem Selbstbildnis...</i>	136
Der Lebenslauf	138
Nachwort	143
Textnachweise	163

Der Wald

Wie ein Gebirge siehst du diesen Wald
Hoch in den sommerblauen Himmel ragen.
Die bunten Bilder aus den deutschen Sagen
Geh'n vor ihm her in leuchtender Gestalt.

Er trinkt entzückt des Morgens Purpurpracht
Und kennt des Tages geruhesames Gleiten
Und abends holdverschämte Heimlichkeiten
Und manche Sünde der verbuhlten Nacht.

Zu seinen Füßen rauscht der dunkle Fluß,
Duckt sich die Stadt, geschwärzt von Rauch und Ruß,
Mit ihrer Unrast kreischender Maschinen.

Er bricht den Menschen Süßigkeit und teilt mit ihnen
Die Jahreszeiten, was die Winde weh'n,
Das gleiche Wachen, Sterben und Vergehn.

1911

Die Einfahrt

Das eichne Tor, mit Stacheln schroff bezackt,
fährt widerwillig aus den Eisenkappen.
Schwer über schwarze Pflastersteine klappen
viel Nägelschuhe mörderischen Takt.

Wie eine blöde Hammelherde drängt
der Trupp sich in das Fröstellicht der Lampen
und stolpert schläfrig über rund gewölbte Rampen,
bis ihn der Dunst der Halle schwül empfängt.

Der Steiger prüft die aufmarschierte Fracht
und liest mechanisch und kommandolaut
die aufnotierten Namen auf der Liste.

Dann knirscht der Dampfstrom über die Gerüste,
und, zehn zu zehn in Käfige verstaute,
schnellt sie das Seil hinunter in den Schacht.

1911

Der Hauer

Den breiten Nacken rittlings hingestemmt,
so führt er Schlag für Schlag die Eisenpföcke
in das Gestein, bis aus dem Sprung der Blöcke
Staub sprudelt und den Kriechgang überschwemmt.

Im Flackern des verrußten Grubenlichts
blinkt der halbnackte Körper wie metallene.
Schweißtropfen stürzen, perlen rund im Fallen,
aus den weit offenen Poren des Gesichts.

Er summt ein dummes Straßenlied zum Takt
der Hammer und dem Spiel der Eisen
und stockt nur wie von jähem Schreck gepackt,
wenn hinten weit im abgeteuften Stollen
Sprengschüsse dumpf wie Donnerschläge rollen
und stockt und läßt die Lampe dreimal kreisen.

1911

Fabrikstraße tags

Nichts als Mauern. Ohne Gras und Glas
zieht die Straße den gescheckten Gurt
der Fassaden. Keine Bahnspur surrt.
Immer glänzt das Pflaster wassernaß.

Streift ein Mensch dich, trifft sein Blick dich kalt
bis ins Mark; die harten Schritte haun
Feuer aus dem turmhoch steilen Zaun,
noch sein kurzer Atem wolkt geballt.

Keine Zuchthauszelle klemmt
so in Eis das Denken wie dies Gehn
zwischen Mauern, die nur sich besehn.

Trägst du Purpur oder Büsserhemd –:
immer drückt mit riesigem Gewicht
Gottes Bannfluch: *uhrenlose Schicht*.

1911

Der schwarze Baal

Oh, das Unglück! Oh, das Unglück!

Wie ein dichtes Schneegestöber fuhr dieses flockige Rufen über das Dorf, immer wenn der schwarze Baal die roten Fangarme durch den Schacht gestoßen hatte und von jenen Männern, die ihr Bündel heiler Knochen Tag für Tag auf die blutrostigen Böden der Förderschale legen mußten, sich irgend einen, oder ein Dutzend oder Hundert auswählte zum Fraß und den Rest wieder von sich gab wie einen ausgedörrten Kothaufen.

Oh, das Unglück! Oh, das Unglück!

Und die Witwen im schwarzverlogenen Gewand der Trauer, die diesen Ruf gleichgültig hinausmurmelten wie den Perlenfall des Rosenkranzes, zerdrückten in der Linken das Taschentuch und wogen in der Rechten den Goldklumpen der Unfallprämie. Sie wogen und prahlten, bis das Gleißende zum Glück wurde für den neuen Schuft aus der Reihe der Schlafburschen.

Und dann schickten die wiederum Mütter Gewordenen ihre Söhne in den Schacht hinunter. Und es dünkte ihnen eine große, unverdiente Gnade, wenn der Grubendirektor Brot gab für die hungrigen Mäuler. Denn der Schatten des Hungers lag wuchtender auf den paar aussätzigen Hütten am Fluß als der hagelwolkige Vorübergang einer Katastrophe, die eigentlich nur die Fenster zum Klirren brachte und ein paar Gänge zum Kirchhof mehr.

Niemand im Dorf glaubte an die Brandopfergier des Baals. Kein Gatte, Sohn, Bräutigam, Kostgänger war ihnen ein dem Baal Geweihter. Vorbestimmt war diesen nur jenes sanfte Hinüberschlummern zwischen den Kissen des Ehebettes. Aller Tod, der anders kam, war ein Unglück. Oder ein Zufall, wie die Aufgeklärten meinten.

Und die, die auf das Kreuz des Alltags genagelt, hinunterfuhren in die verfluchten Bezirke der Fron und Station an Station durchwanderten, da einen Arm, dort ein Bein ließen, fürchteten den Hunger maßloser als die fünf Bretter des Sarges. Nicht einen Augenblick dachten sie bei dem zerfetzten Kadaver eines Kameraden an die Möglichkeit an gleicher Stelle zu liegen. Heute oder morgen. Oh, ein Unglück! Ein Unglück! Nichts weiter. Und das Opfer, in den hakigen Klauen des Baals, reißt es nicht das Maul auf zum Schrei: »Oh, ihr Brüder: das Unglück! Das Unglück!« Und die diesen Schrei hören, sind sie nicht ein furchtbares Echo, das das Bersten und Krachen der Planken übertönt wie ein Orkan? Aber alle, die es auffangen dort oben im weißen Dunst des Tages, blasen es weiter in die stumpfe Melodie des Trauermarsches: Oh, das Unglück! Das Unglück! Das schnurrt der Pfaffe am Massengrab nach. Die Mütter und Witwen und Töchter verdrehen die Augen, die nicht weinen wollen, und krümmen die Rücken ein paar Tage lang. Dann entklafft ihrem Schoß ein Neues und wird Unglück, das sie nicht wissen wollen. Und doch war einer in dieses Dorf gekommen, den man alsogleich zum Opfer bestimmte. Obwohl er das Schandmal des Unglücks an der Stirn trug wie eine aufgebrochene Schwäre, bekam er seinen Tod zugewiesen. Und die, die ihn hielt, war nicht untertänig wie Abraham, da er Isaak opfern ging. Das brachte ihn gleich in eine allzuschiefe Stellung zu den wichtigsten Dingen dieses Lebens, wiewohl seine Mutter dagegen ankämpfte mit den Instinkten eines Raubtiers. Schon daß Fredrik als eine Frühgeburt just in dem Augenblick zur Welt kam, da man seinen Erzeuger ins Haus brachte: schwarz, entstellt und rotgeschunden, gab ihm eine Sonderstellung inmitten des großen Haufens.

Und dieser unabgestempelte Vater hinterließ ihm nicht einmal seinen Namen. Denn die Hochzeit, die jene zwei, die sich erkannt hatten, zusammenkoppeln sollte nach dem Gesetz, stand erst vier Wochen nach dem Unglücksfall an. Einen Toten aber mit einer Lebenden zu verbinden, war derzeit noch nicht gestattet.

Das zerstach der jungen Mutter das Herz, und sie haßte hinfort den Mann, der solches heraufbeschworen hatte. Sie haßte diesen Mann über das Grab hinaus. Sie haßte seine Hantierung.

Sie gab dem Jungen die Brust und harte Pellkartoffeln, die sie dem Amtmann stahl, bei dem sie bedienstet war, und sie übertrug auf den Bastard alle Zärtlichkeiten, die sie Israel, dem Geliebten, schuldig geblieben war.

Fredrik wuchs auf wie die anderen Würmchen, trotzdem die hohe Obrigkeit allerhand Schwierigkeiten machte, ihm die Türen ins Dasein aufzusperren.

Tags war er im Spital bei der Muhme. Und die alten Klatschmühlen, die dort in der Stube waren, rissen ihn dutzendmal aus der Wiege und betasteten den Körper, um irgend etwas Besonderes zu entdecken. Denn daß Fredrik dem Vater nachmußte, stand sicherlich irgendwo auf der Haut geschrieben. Und sie fanden auch nach langem Suchen einen dunklen Fleck auf dem rechten Oberarm, der sah aus wie zwei gekreuzte Schlägel.

Die junge Mutter war verzweifelt, wenn sie solches gewahrte, und entriß das Kind den Triefaugen der Hexen, um sich mit ihm in eine dunkle Ecke zu verkriechen.

Und wenn dann Fredrik aufkrähte unter dem warmen Strom der Sättigung, hob sie ihn empor und ging in der Stube herum wie eine Siegerin: »Seht, was für ein gesundes Jungchen! Mein Jungchen hat gerade Arme und gerade Beinchen. O, was für ein gesundes Jungchen. Aber in die Grube soll mein Jungchen doch nicht!«

Die Spitalweiber ließen sich aber nicht bereden.

»Der Vater wird ihn schon holen kommen, Antje. Du mußt ihn doch einen Bergmann werden lassen. Ja, ja, der Vater wird ihn schon holen.«

Sie sagten das mit einem furchtbaren Ernst und verdrehten mystisch die Nasen.

In den Worten der runzligen Hexen lag ihr Schicksal. Das fühlte Antje. Die Worte schnitten wie zwei scharfe Messer gleichzeitig in ihr Herz. Aber sie kämpfte dagegen an und verstopfte die Wunde immer wieder mit einem kleberigen Trotz.

Als Fredrik vier Jahre alt wurde, kaufte Antje sich von dem Ersparten ein Häuschen und tat einen Handel auf. Das Jungchen lag in der Tür und beschnupperte lange jeden Eintretenden. Manchmal ging er auch mit den Knaben auf die Gasse zum Spiel. Auf die Schlackenhalde oder nach dem großen Kohlenlager. Da spielten sie Verstecken und balgten sich wie junge Katzentiere.

Einmal waren sie ihrer vier die Halde emporgeklettert. Es war so schön warm dort oben, und die dünnen Rauchschnellen, die aus den Ritzen züngelten, fingen sie mit den Rinden auf oder hielten den offenen Mund darüber, bis die Wangen ganz blaß wurden und eine Übelkeit die Köpfe in heftige Umdrehungen brachte. Dann rollten sie den Abhang hinunter wie Murmeltiere und lagen lange in dem dürftigen Gras der Böschung. Starr und mit dünnen Atemzügen.

Die schwarzen Männer, die oben die Wagen entleerten, warfen ihnen böse Flüche nach und drohten furchtbar mit den Armen. Lächelnd erzählte Fredrik der Mutter von dem großen Berg, der immer so schön rauchte und ganz warm war.

Da wurde Antje sehr zornig und verbot Fredrik dort hinzugehen. Sie schärfte ihren Willen an dem ewigen Wahrsagenwollen der Spitalweiber. Und diesen Willen bläute sie dem Jungen mit Ruten ein.

Ein paar Tage lang ließ sie Fredrik nicht aus den Augen. Als dann aber der Öljuden kam und ihre ganze Aufmerksamkeit wegfeilschte, schlich Fredrik sich flugs auf die Gasse und fand ein paar Gefährten, die mit ihm zum Schlackenbergr gingen.

Sie hatten aber kaum die Hälfte der Anhöhe erstiegen, da gab es ein ohrenbetäubendes Donnern. Der Berg öffnete sich, eine Rauchwolke wirbelte hervor, und die drei Spielgefährten Fredriks polterten in den Spalt.

Fredrik schoß den Abhang hinunter und lag, mit versengten Haaren und ein paar Brandwunden im Gesicht, zappelnd in einer Pfütze.

Die Männer, die ihn der Mutter ins Haus brachten, grinsten, als diese sich wie eine Irrsinnige über den Jungen stürzte. Einer von den verruhten Männern sagte: »Antje, daß du's weißt, der Israel hat das Söhnchen holen wollen, aber der Bengel war zu langsam. Na, ein andermal wird er ihn schon sicherer fassen bei der Gurgel.«

Da stellte Antje sich wie eine angeschossene Bärin und trieb die Lächerer mit Hieben aus dem Hause.

Und die Kinder wichen dem kleinen Fredrik aus, wenn er zur Schule ging. Und die Spitalweiber murmelten: »Antje hat ihn verhext. Sie hat Stutenmilch getrunken, als sie den Bengel säugte. Das feht gegen das Unglück. Aber wenn ihm die Milchzähne ausgegangen sind, wird es doch mit ihm kommen!«

Antje nahm den Buben nun jeden Morgen bei der Hand und brachte ihn zur Schule. Um zwölf stand sie wieder vor dem gebrechlichen alten Hause mit den vielen Fenstern und holte ihn ab. Dann mußte er das Pensum erledigen und sich auf die Salzkiste setzen bis zum Abend. Sie gab ihm Maiskolben und getrocknete Pflaumen zum Kauen. Und nach dem Essen brachte sie ihn zu Bett und atmete auf.

»Er wird nie mehr auf die Straße kommen zu den anderen Jungens, und wenn er zwölf Jahre alt ist, bringe ich ihn zum Oheim nach Karna. Dort kann er auf der Mühle helfen und ein Müller werden!«

Sonntags ging Antje auch mit dem Söhnchen durch die mageren Kartoffelfelder und zeigte ihm die bunten Schmetterlinge und den Grashüpfer mit dem gelben Schopf.

Einmal sagte Fredrik: »Mutter, wo ist mein Vater? Alle Jungens haben einen Vater. Nur ich nicht und der Schorch. Aber Schorchs Vater ist doch auf dem Kirchhof. Mutter, sag, ist mein Vater auch auf dem Kirchhof?« Antje preßte den Zipfel des Kopftuches heftig gegen die Lippen, damit der Junge nicht das leise Stöhnen höre.

So gingen sie eine Weile schweigend. Jedes ein Schicksal, und ihre Schicksale stöhnten in der herben Luft.

Schwarz fielen die Schatten von den Pappelbäumen.

Und Fredrik schaute noch immer fragend zur Mutter hinauf. Er betrachtete ihre Hände, die welk und rissig waren, und liebte sie.

Ganz schüchtern öffnete er dann wieder den Mund:

»Mutter, sag...«

Und da bemerkte sie sein schmales, entstelltes Gesichtchen. Die spitze Falte zwischen den Augenbrauen und den verquollenen Mund, den die obere Zahnreihe gewaltsam aufstieß.

»Ja, ja, Jungchen. Ich werde dir den Vater zeigen, wenn wir wieder zu Hause sind. Wenn die Sterne scheinen. Dein Vater ist ein Stern. Ein ganz heller Stern.«

Fredrik reckte den Hals, und der Atem piffte hindurch wie das Gekreisch einer Ratte, die im Eisen sitzt. Er mahlte mit den Zähnen irgendein Wort, aber eine fröstelnde Scheu fraß es ungeboren wieder weg.

»Ja, ja, Jungchen, dein Vater ist ein Stern.«

Fredrik gab sich einen Ruck und sagte weinerlich:
»Wenn du mir den Stern zeigst, werde ich auch nie mehr
fortlaufen.«

Am Abend, als sie daheim am offenen Kammerfenster
standen, zeigte Antje dem Buben einen runden Stern,
der flimmernd über dem Kirchturm stand.

»Das ist dein Vater, Jungchen, sieh nur!«

Fredrik reckte die Hand und versuchte den Stern zu
pflücken wie eine Blume. Und er träumte die ganze
Nacht von dem schönen, blanken Stern.

Und jeden Abend, wenn ihn die Mutter entkleidet hatte,
sprang er ans Fenster und griff mit dem hageren Ärm-
chen den Stern. Er verschloß ihn mit der kleinen Faust
und trug ihn in den Traum hinüber. Dort schien er die
ganze Nacht so hell, so hell.

Da machten die Kinder mit dem Lehrer einen Spazier-
gang. Fredrik ging anfangs ganz still zur Seite des Ma-
gisters und suchte den Boden ab. Bis ihn zwei größere
Buben beim Arm nahmen und mit fortrissen.

Er kam bald in Feuer und war der schnellste Junge. Er
sprang wie ein abgekoppeltes Fohlen querfeldein: Greift
mich! Greift mich!

Doch als die Buben einen Graben übersprangen, gab die
Erde plötzlich nach und klaffte breit auf.

Unten war die Hauptsohle des Schachtes.

Der Lehrer drehte sich ein paar Mal im Kreise. Irr. Dann
war er mit einem Satz zur Stelle und sah ganz unten den
Jungen auf einem Gesteinsblock liegen.

Die Rettungsmannschaft von der Grube kam und holte
den zerschundenen Körper herauf. Das Haar war mit
Blut verklebt, und die Beine hingen schlaff herunter wie
an Zwirnfäden.

»Diesmal wird es sein Tod sein«, sagte der alte Doktor.

Und die Spitalweiber grinsten und hoben die dünnen
Finger »Ja, sein Tod wird es sein«.

Und: »Siehste Antje, der Israel hat ihn doch geholt. Haha, haha, haha.«

Vier Monate lang lag das Jungchen in Gips, und die Mutter legte ihr Haar in den Raufrost hinaus.

Sie hatte auch ihrem Verstorbenen endlich ein Denkmal gesetzt und ging immer in der Früh, wenn das Jungchen schlief, auf den Kirchhof hinaus. Die Weiber versuchten ein Gespräch mit ihr anzubündeln, aber ihre Augen waren weit und weiß wie zwei gleißende Schlünde. Nur ihre Hände konnte sie noch ballen, immer, wenn sie an der Unfallstelle vorüberging, die jetzt in einem großen Umkreis abgezäunt war. Und die Männer von der Direktion waren da und fremde Herren, die maßen, klopfen und bohrten.

Und dann hörte sie, daß das Dorf niedergerissen werden sollte, der Unsicherheit des Gesteins wegen.

Sie sah das alles kommen wie eine Märzahnung. Denn die Wege hier dünkten ihr jetzt öde und verworfen. Und Fredrik lag im Bett und fieberte.

Diese verfluchten Spitalweiber mit dem Blutgeruch... O, daß die Erde sich noch einmal auftäte, diese Henker zu verschlingen!

Als Fredrik wieder den Oberkörper heben konnte aus den rotgewürfelten Kissen, holte die Mutter allerlei Spielwerk zusammen, damit der Junge wieder lachen könne. Und aus einem alten Legendenbuch las sie ihm vor von den frommen Einsiedlern und dem großen Propheten in der Löwengrube.

Und da Fredrik einmal mit beiden Händen nach dem Büchlein griff, um die Bilder anzuschauen, fiel eine verblichene Photographie aus dem Buch.

Fredrik faßte danach und betrachtete lange das fremde Gesicht. »Mutter, was ist das für ein böser Mann? Sieh, er hat genau solch einen schwarzen Kittel an wie die Männer, die immer hinter den Särgen gehn!«

Antje rieb sich ein paar Mal die Augen und ihre Lippen sprangen scharf von den Zähnen. Die leeren Augen des Jungen irrten um sie wie feuchtrauchende Phosphorkugeln. Dann sagte sie ganz ernst: »Das ist dein Vater, Jungchen, dein Vater, ehe er ein Stern ward.«

Und sie stand vor dem zerwalkten Bett und wartete auf ihn mitten in dem gelben Zwielight, das so peinvoll war. Fredrik hob den Kopf etwas. Die Augen quollen auf, und entgeisterte Blicke schossen heraus wie ein böser Schreck. Und die Lippen raschelten Worte, die sie nicht verstand.

Dann zerschlug den armen Körper ein tonloses Wimmern. Stoßweises Meckern und Sägen und Kratzen.

Und er wehrte sich nicht, daß sie sich über ihn beugte in sanfter Sinnlichkeit, wie einst über den Israel, als er noch nicht wild gewesen war in ihres Leibes Rosenbeet.

Sie küßte den Buben, trocknete ihm das Gesicht, strich ihm das Haar glatt und die tiefen Kummerfalten. Sorgsam, mädchenhaft und ganz sinnlich. Immerzu und stetiger, heftiger.

Antje wagte auch nicht, dem Jungen das Bild wieder abzufordern. Etwas Feindliches lag schattenhaft auf seinem Gesicht. Er fragte nie mehr nach dem schönen blanken Stern. Aber sie wollte nichts wissen. Nichts wissen, nichts wissen.

Da Fredrik wieder aufstand, vergrub er das Bildchen schnell in der Lehmgrube unter dem Ofen. Denn er hatte Angst, daß ihm die Mutter das schöne Ding wieder abnehmen könnte.

Fredrik hatte jetzt eine verkrüppelte Schulter und mußte sich auf einen Stock stützen.

Aber der Steiger Verweno, der ein Bruder der Antje war, meinte: »Och, och, ich werde den Bengel schon mitnehmen. Er kann in meinem Revier Pferdejunge werden. Da verdient er seine vier Gulden die Woche.«

Antje fuhr wild auf und verbat sich solche Reden.

»Jungchen soll nie und nimmer zur Grube. Er wird überhaupt nicht arbeiten gehn!«

Das sagte sie auch dem Pfarrer, als Fredrik zur Kommunion ging.

Die Spitalweiber, die auch in der Kirche waren, sahen den Jungen fremd wie einen Toten an und bekreuzigten sich.

Im Spätsommer kam der große Auszug. Der Staat hatte das Dorf geschlossen. Am jenseitigen Ufer war unterdessen eine neue Kolonie errichtet. Da war die Erde noch nicht angebohrt. Und die Bäume standen grün und saftig in den Blättern.

Das alte Dorf sollte niedergesprengt werden. Von der Genietruppe hatte man zwanzig Mann gesandt, die legten überall Sprengschüsse, um die elenden Hütten den Boden gleichzumachen. Und auf den abgesperrten Gassen standen Posten mit geladenem Gewehr, damit niemand mehr in das Dorf zurückkehre.

Antje hatte ein schönes, weißgekalktes Häuschen bekommen. Fredrik half wacker beim Einräumen der Sachen. Plötzlich vermißte Antje zwei Speckseiten. Da fiel ihr ein, daß sie die im Schornstein hatte hängen lassen.

Und Fredrik hatte sein Bildchen unter dem Ofen vergessen. Er gab sich das aber nicht bloß. Antje jammerte um den schönen Speck.

»Mutter«, sagte Fredrik ganz heftig, »heut abend, wenn die Soldaten in der Schenke sind, holen wir den Speck!« Antje wollte nichts davon hören, wie sehr auch der Verlust des Speckes schmerzte.

»Die Erde kann sich auf tun und dann haben wir wieder das Unglück. Nein, nein! Laß man den Speck.« Das sagte sie Fredrik. Aber Fredrik, der das Bild nicht missen wollte, quälte die Mutter immerzu.

Sie fröstelte und fluchte, die Hände schlaff im Schoß. Sie dachte es wieder aus, das Furchtbare, das dem jähen Unglück vorausgegangen war. Josef, Maria! Das Unglück!

Nein, nein! Doch Fredrik ließ nicht nach, bis die harten Linien des Zornes in ihrem Gesicht verschmolzen. Und als es Abend wurde, nahm Antje den Jungen und sie gingen miteinander hinaus. Sie holpten schweigend den Weg hinunter, weiter und nach dem Floß hin. Die Brücke schwankte und stöhnte laut wie eine Vergewaltigte. Und der Stern, den Antje suchte, kam nicht. Schauer rieselten dahin. Durch den dicken, trägen Dunst schaukelte das Dorf heran. Ein armselig Ausgestoßenes hinter den Schachttürmen und Erzmühlen. Der Schein der Hochöfen lag darüber wie aufgelöstes Blondhaar von Millionen Frauen. Da flammte das hohe weiße Kreuz, das sie dem Israel hatte setzen lassen, auf und überschwemmte alle Gräber. Sie riß den Jungen zurück, wollte ihn hinbetten an die offene Brust, daraus sieben Schwerter starrten. Sie riß den Jungen zurück. Etwas schnürte ihr die Kehle zu. Ein Blutschrei, der hinauf wollte. Und sie fühlte des Knaben Abwehr wie eine gemeine Schändung und konnte doch nicht die magern, abwehrenden Hände halten. Als Fredrik seine Arme locker fühlte, wandte er sich jäh ab und hopste wie ein Heupferdchen davon. Da war Antje wach gerufen und sah nur den stacheligen Zaun vor sich. Fredrik zwängte sich hindurch, schlenkerte das lahme Bein hinunter und stand steif in dem Abgezäunten. Antje sah noch sein starres, verstörtes Gesicht aus dem roten Nebel wie einen Totenschädel. Sie konnte nicht weiter und beschloß zu warten. Rief da nicht jemand: »Fredrik? – – Fredrik...?« Eine Eule huschte laut vorüber. Fredrik ging nicht zuerst in die Räucherammer, um nach dem Speck zu fignern. Er tastete sich durch den Flur in das Hinterstübchen und stolperte über einen

schweren Balken, den die fremden Soldaten wohl dort hingeworfen hatten.

Fredrik erhob sich ächzend.

Blut rann über sein Gesicht, und der Totenvogel schrie stärker. Mit beiden Händen grub er wie ein Maulwurf den Lehm vor dem Ofen auf. Das Bildchen kam noch immer nicht.

Plötzlich fühlte er einen harten runden Gegenstand, der an einer Schnur hing. Dieses fremde Ding machte ihn neugierig zittern. Er mußte das Feuerzeug schlagen.

Das Feuerzeug an der Sprengpatrone.

Schwer rollte der Donner über das tote Dorf, und die Erde spaltete klafterweit.

Knirschen und Krachen von Gebälk übertönte das Brausen der Hochöfen. Und Wände und Estrich und Dach knarrten, polterten, wälzten sich in den Abgrund hinein. Rauch und Staub jagten wie ein Wetter davon, und die Nacht flatterte auf mit blutigen Tüchern.

Antje aber, die auf dem Stein an der Umzäunung saß, sah alles mit aufgerissenen Augen und schlug hintenüber, als die Explosion über die Erde fuhr und das Dunkel zerfetzte.

Und unten aus dem grausen Spalt lachte und wieherte gellwahnsinnig der Tanz zweier Stimmen, die sich verschwisterten.

Lachten, posaunten, rollten weiter. Immer ferner scholl das Gelach: Huhu – huhu – huhu – huhu – hu – huhu.

Huhu – huhu sprang Antje aus der Betäubung auf und rannte querfeldein. Blutrote Fratzen vorauf. Sie breitete die Arme aus. Die Schatten überschlugen sich, verwirrten sich in der gräßlichen Lache, oh das Unglück! oh das Unglück!

Das war wie eine Beschwörung. Wie eine Erlösung.

Und es war kein hohles Echo, das tausendstimmig zurückdonnerte aus der zerklüfteten Nacht. In dichten

Scharen kam es von der Grube und von der neuen Siedlung.

Und sie wußten alle, daß einer fort mußte von der Welt. Einer, dessen Tag nun gekommen war, wie sie es vorausgesagt hatten mit lästerlichen, kalten, trostlosen Worten. Sie suchten triumphierend Antje. Ihre Blicke glühten wie in der Ekstase des Rausches. Es war ein Bluttausch. Der Rausch nach dem Opfer.

Antje aber fand sich wieder in einem anderen fernen Grubendorf. Dort verdingte sie sich auf der Erzmühle. Suchte dort den Tod und suchte ihn vergebens.

1911

Streikbrecher

Der Trupp weithergereister Frohngestalten
schwankt durch das Dorf wie eine Trauerprozession.
Die Ausgesperrten trommeln Rebellion
mit Fäusten, schwielen und wutgeballten.

Ein Blöder, der am Wegrand müßig lungert,
streckt seine Zunge giftig aus dem Mund
und stürzt sich auf die Fremden wie ein Hund,
der gierig nach gestrafften Waden hungert.

Fluchschauer hageln aus halboffenen Türen.
Sergeanten, die den Zug hinüber führen,
reißen die Säbel wie zum Hieb empor.

Da gähnt, rot wie ein Schlund, das Grubentor.
Und zwei zu zweien, die Stirnen kraus von Falten,
schwanken hinein die Frohngestalten.

1911

Wir

Wir sind die Ausgelöschten aus dem Buch.
Verschwisterung von Mutterschmerz und Vaterfluch.

Die Gottheit, der wir untertänig sind,
schlug uns mit Blitz und Wortschwulst blind.

All unsre Tage verblühn im Drehgestell,
Dampf dreht das Karussell.

Schwindsüchtig hat uns der Schweiß gemacht.
Kinder zeugten wir ohne Bedacht.

Die aufwuchsen, sind ärmer als wir,
Die Schwachen zertrat wer wie ekles Getier.

Oh immer die Sorge ums liebe Brot:
Hungern heißt atmen, Sattsein ist Tod.

Leblose Speichen sind wir am Riesenschwungrad.
Sandkörner, die der Wind bald verweht hat.

1912

Das schwarze Revier

Dieser Titel, als Symbol oder Warenzeichen (wie man will) eines Flugblattes von Paul Zech, schweißt vierzehn lyrische Stücke, die ein stofflich Gemeinsames haben, zu einem harteckigen Zyklus. Das schwarze Revier (als geographischer Komplex) beschränkt sich keinesfalls auf die schlotstacheligen Reviere zwischen Rhein und Ruhr oder den in einem anderen Sinne schwarzen und schwärzesten Distrikt peripherisch um ein Flößchen namens Saar gespannt. Charleroi und Mons gaben ebenso willig ihr eintöniges, aber vielgestaltiges Geschehnis zum farbigen Umerlebnis wie jene reichsdeutschen, durch Streiks und Wagenmangel allorts bekannten Dunkellande.

Eine Welt ist's, die den Hunger von Millionen aufgerissenen Mäulern notgedrungen stopft und ihren verschwitzten Leib mit Goldplatten kühlt, die den Handelsmarkt aller fünf Erdteile gebieterisch beherrscht, knechtet, ängstet, Kriege diktiert und Milliardenheere ausrüstet mit den furchtbarsten Waffen der neohysterischen Zerfleischung.

Diese Welt, die im Kunstleben wie ein grauenhaft schmutziger, ungefügter Felsblock allen Sprengversuchen trotzt und den weithinhallend die satanischen Jubilaten der Zukunftsmusik donnernd umorgeln, daran kann Kunst nicht vorbeihuschen wie ein schreckhafter Schatten, wie irre Kindsangst an Kirchhofsmauern, wie Kreischen nervenschwacher Weiber vor den brutalschönen Bildern einer Bergwerkskatastrophe. Hier lagern Urweltskräfte und ethische und kulturelle Werte und Umwertungen aufgespeichert, Berg an Berg. Hier rauchen die Flammenzeichen einer neuen Religion.

Dem trägen krähwinkeligen Michel mußte erst jenseits der Vogesen ein Zola erstehen, ein Verhaeren, ein Meunier, ehe er sich darauf besann, daß die romantischen

Wälder und lieblich geschminkten Auen abgewirtschaftet haben. Und daß an den begrasten Uferrändern schmaler Flußläufe die Schlote wie ein vorsintflutlicher Schachtelhalmwald aufspossen.

Ein Bergwerk mit seinen riesigen Fördertürmen und Pumpanlagen, Schächten und Kokereien wirkt gegen den rauchgeschwängerten Himmel wie ein sakral erhobener Gebirgszug.

Weder mit ästhetischem Nasenrumpfen noch mit bloßer Neugierde ist dem Labyrinth des modernen Industriebens beizukommen. Ich maße mir an zu behaupten, daß die brennende Farbskala flammender Hochöfen das Herz eines gottgewollten Malers nachhaltiger erzittern läßt als etwa der vielgepriesene, obligate Sonnenuntergang auf dem Meere. Und andererseits: welch eine ungeheure Musik, welch ein lebenssprühender Rhythmus donnert aus dem verwirrenden Geräusch und Gekreisch der Transmissionen, dem Brausen der Schwungräder, dem Knattern der Motore.

Den Griechen graute vor der Götter Neid. Wir haben ihre kleinen Götter gestürzt und längst begraben. Aber das Grausen vor dem Neide höherer Gewalten ist um so größer geworden. Es ist schier in dem gleichen Maße gewachsen wie auf der andern Seite die Wunder der Technik. Die primitive Vorstellung des Todes, der mit einer simplen Sense bewaffnet geht wie ein tumber Bauernknecht, hat keine Physiognomik mehr, er mutet altväterlich, spießbürgerlich an – der Moderne, der Uplötzliche, nicht solid mit handwerklichen Geräten Arbeitende, der Unhold, das Etwas mit der Explosionsdynamik chemischer Gase, das mit Stichflammen aus dem Nichts hervorbrausende, giftige Schwaden ausatmende, unsichtbar zu Boden Schleudernde, Wände Zerreißende – dieser Tod, der mit Sauerstoffapparaten, Sicherheitslampen und Berieselung bekämpft wird, – für den harren

in der Malerei ungleich geheimnisvollere Embleme als Stundenglas und Hippe.

Alle, wenn ich so sagen darf, technischen Unglücksfälle, wie Titanic, Liberté, Altenbeken, auch Echterdingen, können mit dem dürrn Knochenmann nichts anfangen, er versinnbildlicht die Größe des Todesschreckens und der Zerstörung nimmermehr. Es ist unzulänglich, wie etwa Kubin fühlt, der den Schrecken mit halbverwischten Andeutungen desto unheimlicher ankündet, weitab von der Teniers'schen Fratzenkomik im Grunde gutmütiger, Jux treibender Kopolde.

Hier wandelt sich neben dem anders Stofflichen auch die Geistigkeit des Erfassens und Ausdeutens. Nicht in romantisch dudelnder Blaublümchenweise ist diese neue Welt zu besingen. Eine neue Gefühls- und Ausdrucksmöglichkeit muß geboren werden und äußert sich zuerst im pathetischen Affekt.

Paul Zech's schwarzes Revier, so wie es hier vorliegt zur kritischen Wertung, ist nur ein Teilmotiv der großen Fuge, die lyrisch, balladisch, rhapsodisch das verkrampfte Erlebnis der Schwerindustrie umreißt und harmonisiert zum Weltgedicht.

Ästhetische oder politische Erwägungen über die gewinnbringende Ausdeutung des Stoffes wurden, das steht fest, selbst im Unterströmenden nicht laut. Ebensowenig scheinen Entdeckungs- oder Agitationsfahrten in Betracht zu kommen.

Das schwarze Revier ist quasi eine Schaustellung vorhandener Figuren oder deren Geistigkeit, und der Dichter wirft sich als ein Recomandeur in die Brust: seht, so sind die Menschen: der Hauer, der Kohlenbaron, der Agitator, die Streikbrecher. Und seht: das ist das ausgedeutete Geschick der Grubeneinfahrenden, der verschneiten Fabrikslast, der Arbeiterkolonie, der ahnungslosen Proletarierkinder.

Diese Haltung (eben die eines Recommandeurs) ist eine Pose. Eine Pose, die die Welt vom Künstler verlangt, solange, als man noch Wahrheit aus Illusion destilliert. Aber so wehrt sich der, der an Kunst nicht glaubt, daraus auch nicht folgert, sondern darin lebt. Er wehrt sich gegen die Trostlosigkeit, die wie die Welt heißt. Und nicht nur Skeptiker sprechen von Kunst als von einem mathematischen Kniff, einem Geschäft auf Kosten der Nerven. Es dünkt mich unbillig und ganz nebensächlich, auf die einzelnen Stücke des schwarzen Reviers einzugehen im Sinne kritischer Kleinarbeit. Nur soviel sei gesagt, daß fast alle Gegenständlichkeiten in die starre Form des Sonnettes gezwängt sind.

Man wird nun einwenden können: eine ganz moderne, explosive Stoffmasse in die antike geruhige Form eines Sonetts zu zwingen, ist ein Mangel an Gestaltungskraft. Das starre metrische Schema hemmt die grandiose Wucht des impulsiven Gegenwärtigkeitsrhythmus. Und es scheint genau so verfahren zu sein, als wollte man ein Auto in Form einer mittelalterlichen Postkarosse bauen, oder ein Warenhaus im gotischen Spitzbogenstil. Nun muß ich sagen, daß diese 14zeiligen Gedichte gar nichts, auch gar nichts mit einem Petrarca'schen Sonett gemein haben. Aber wie eine subtil geformte Präzisionsmaschine haben auch diese Gedichte eine durchaus gebändigte und geschliffene Form in Gestalt von eben 14 Zeilen. Die Technik dieser Form ist ungeheuer raffiniert und selbständig. Dazu kommt der Rhythmus, der mit einer Wucht aufbraust, die fast irritiert.

1913

[Diese Selbstrezension des Lyrikbandes *Das schwarze Revier* veröffentlichte Zech unter seinem Pseudonym »Paul Robert« in der Zeitschrift *Die Aktion*.]

Brief an Richard Dehmel

8.4.1913
Berlin-Wilmersdorf
Babelsbergerstr. 13

Lieber verehrter Herr Dehmel!

[...] Daß der Berliner Caféhaussumpf, der mir zum Halse herauswächst, für seine sterilen Äußerungen ganz andere und einträglichere Geschäfte macht, liegt eben in der trefflich organisierten Cliquenwirtschaft. Sie haben die weitreichendste Presse zur Verfügung und schlagen alles andere tot. Wie jetzt für den völlig unbegabten Blass Propaganda gemacht wird, das grenzt schon an Amerikanismus. Wir paar Leute [von der Zeitschrift *Das neue Pathos*], die dagegen ankämpfen, sind gegen den Ansturm zu schwach, zu wenig frech, zu wenig pöbelhaft. Man kann nur abwarten und langsam vorgehen.

Die Zeitschrift *Quadrige* erhielt ich Anfang voriger Woche. Es ist verblüffend, wie der Dichter der »Eisernen Sonette« [Josef Winckler] fast dieselben Stoffe meistert, die auch ich im »Schwarzen Revier« (das Flugblatt, das ich Ihnen sandte, enthält nur ein Drittel dieser Gedichte) künstlerisch umrissen hab. Ich kann nun leider nicht ganz mit dem Dichter der »Eisernen Sonette« gehen. Seine Politik, die in den Versen immer wieder zum Durchbruch kommt, behagt mir nicht. Stellenweise bricht ein so gefährlicher Byzantinismus durch, daß man verzweifeln möchte. Aber immerhin, daß hier einmal gewagt wird, abseitige Erlebnisse des Weltgeschehens zu gestalten, verdient alle Anerkennung und Förderung. Überdies sind ja hier Verhaeren und letzten Endes Sie unser aller Wegweiser.

[...]

Brief von Richard Dehmel

Blankenese, 9.4.13

Lieber Herr Zech,

ich begreife, daß Ihnen an den Eisernen Sonetten manches nicht gefallen will, schon aus Rivalität; aber gegen den Vorwurf der politischen Streberei muß ich den Dichter in Schutz nehmen. Seine Machtbewunderung ist ganz naive Krafthuberei (Idealismus im Sinne Nietzsches) und gehört zu den Hörnern des Überschwanges, die sich jeder junge Dichter ablaufen muß. »Byzantinisch« ist sie keinesfalls [...] Überhaupt solltet Ihr jungen Dichter einander immer das Beste zutrauen. [...]

Mit schönsten Grüßen an alle neuen
Pathosianna-Singer
Ihr Dehmel.

Zwei Wupperstädte Else Lasker-Schüler zum Geschenk

Die erste

Hier lungern Paläste aus Glas und Granit
zwerghierlich wie Weihnachtskrippen.
Der Himmel fällt grau herab von Schieferklippen.
Immer gähnt schläfriger Tag und ein Regenlied.

Was in den Straßen wie Pulsschlag zuckt,
ist kreisender Schwung von Flechtmaschinen;
beutegierig lauert der Baal hinter ihnen.
Alle Wälder hat der gefräßige Rachen verschluckt.

Aus dem schlängelnden Tintenfluß
giftet das Ausgespiene wie Typhusdünste
und überflockt die Fabriken wie Ruß.

Die hier gezwungen den Tag vertun,
röhren den Blutschrei entflammter Brünste
und träumen von Lesbos und Averlun.

Die zweite

Schwarze Stadt an schwarzem Gewässer steil aufgebaut –
Grünbeliederte Fenster funkeln;
aus dem gespenstischen Schieferdachdunkeln
schnelln Schornsteine von Dampf und Dunst umbraut.

Hellwild rattert und knattert die Pendelbahn
über Brücken und hagre Alleen.
Fabrik dort unten, wo Spindeln sich kreischend drehen,
ist grau wie ein müder vermorschter Kahn.

Schweiß kittet die Fugen fest,
Schweiß aus vielerlei Blutsaft gegoren.
Frommsein enteitert dem greisen Gebrest.

Mancher hat hier sein Herz verludert, verloren;
Kinder gezeugt mit schwachen Fraun...
Doch die Kirchen und Krämer stehn hart wie aus Erz
gehaun.

1913

Brief an Stefan Zweig

Nordfrankreich, den 12 /7 1916

Mein lieber Freund,

ich hatte nie geglaubt, daß die Hölle von Verdun noch zu überbieten gewesen wäre. Ich litt dort furchtbar. Nun es vorbei ist, darf es ausgesprochen werden. Aber nicht genug; nun sind wir an die Somme verschickt worden. Und hier ist alles gesteigert: Haß, Entmenschlichung, Grauen und Blut.

Noch ein paar Tage weiter, und ich bin zuende mit meiner Kraft. Die Probe ist bestanden in den Wochen des März, Mai und Juni. Aber jetzt ist doch alles auf die abwärtssinkende Linie gestellt. Der ehrliche Kampf und das gespannte Halten, das Hoffen und der Glauben. Ist überhaupt noch Gott? Ja —: ich war verschüttet; 30 Kameraden erschlug der Granatenhagel im selben Dorfquartier: ich blieb leben. Lebe noch. Und der Tod ist doch hier nahe wie die Luft, die man atmet. Gott lebt. Gott ist um und über uns. Das kann mich noch halten. Gibt mir den Trost, daß jetzt bald das Ende ist. Oder wir sind alle nicht mehr Mensch, nicht Brüder Abels, sondern die Schuld aller Schuld. Ich weiß nicht mehr, wie es noch werden kann um uns, ich wollte Sie nur noch einmal grüßen. Vielleicht ist es der letzte.

Herzlich beide Hände
Ihr
Paul Zech

81 Arm. Btl. 3 Comp.
11 Inf. Div. Westen

Weihnacht über den Gräben

Aufbricht das Blau des Tags wie aller Tage
silberbehauchte Frühe im Gelände...
Doch hinter eines schwarzen Waldes Wände
gewaltiges Licht brennt auf mit einem Schlage.

Vorhang des Rauchs, des Sturms wird aufgezogen.
Landschaft der Gräben, Gruben und Verhaue
ist weit in eine nebelungenaue
Provinz der anderen Welt zurückgebogen.

Heißer Alarme Gong singt Bruderlieder,
aus Höhlen stürzen Heere breit nach oben
aufatmend, aufgelöst sich zu umarmen.

Auf aller Lippen kniet christselig nieder
der Psalm »Einander«. Engelchöre toben,
Gott selber heult herab und heult: Erbarmen!

1916

Der Mann am Kreuz

Morgens, wenn ich den gebirgigen Weg zur Grube hinunterschritt, lag noch die eisige Schwärze der Nacht auf dem aus kalten Steinen sich ringelnden Wurzelwerk. Eulen stießen vorbei, und der Fluß dünstete die faulen Abwässer der Fabriken herauf. Es war ein gepreßtes Gehen wie durch einen Tunnel. Unheimlich, denn jeden Augenblick meinte man: Es müsse etwas einstürzen. Der Himmel oder der Wald. Der Nebelberg oder die Felsen in jäher Kaskade zu Tal.

Ungewollt wurde so das Gehen zum verhaßten Tagewerk, eine Flucht in lichtere Bezirke. Aufatmend hob sich erst die Brust, als das glänzende Gestein des Schachtes mit den heißen unterirdischen Schwaden sich wie eine Schraube um den Körper legte und zischend ansagte, wo das Sklaven-Dasein begann.

Wenn die Muskeln aber leergesogen waren und in nassen Säcken die Haut herunterhingen, wenn ein Schmerzen in den Schläfen war, als stießen des ganzen Schädels Haare mit gekrümmten Widerhaken nach innen –: Dann wölbten sich die Sterne in blauer Kuppel. Duftwolken trieben vor dem Wind, und der Mond wiegte die Straßen zu den Wäldern hinauf in silbernen Bogenhängen. Voller Rosen, aus tausend Rillen brechend, bogen sich Häuser und Brücken hernieder.

Es hätte nicht der frommen Geläute bedurft, um durchschauert sich aufzubäumen in brünstiger Andacht zu den Dingen über dieser Erde.

Das Schreiten war wie eine Reise mit dem Zeigefinger über Letternreihen eines alten Stundenbuches. Jedem Begegnen hätte man Umwege gewußt. Allein-Sein lag im Schlag des Herzens als düsteres Beten zwischen Brudertum und Gottesdienst.

Sieben Jahre tagaus, tagein bis zu jener einen endlosen Oktobernacht, da über den südlichen Kontinent ein Erdbeben raste und in den Hochöfen dieser Stadt die gefesselte Flamme als Blizzard nach außen sprang und dem Tanz der Unterwelten sich verbrüdete.

Wie es geschah, daß ich in dieser Nacht den Umweg über den Mühlengrund machte –: Das ist eben das merkwürdige, aus keinem Erinnern schälbbare Geschehen.

Der Mühlengrund ist ein toter Fleck in dem Gebirgswald. Die Gebäude sind zerfallen, das Wasserrad rostet mit gebrochenen Schaufeln aus dem Steingeröll. Der letzte Besitzer hockt auf den Goldsäcken, die ihm die Grubenverwaltung auszahlen mußte, als nach einer Schlagwetter-Explosion in dem Giebel des Mühlengebäudes ein Riß nach außen klaffte. Das Erdreich hatte immer mehr nachgegeben.

Schließlich war die Behörde gekommen und hatte das ganze Grundstück mit Stacheldraht aus dem seligen Grün, aus dem klingenden Tumult des Waldes gelöscht. Geblieben war nur der Weg, hart an dem Mühlenbach vorüber, zum Dorf hinauf.

Wie gesagt: es war ein Umweg. Denn in steileren Windungen schob sich ein zweiter, kürzerer Pfad empor, den wir alle zu der Grube hinunterschritten und zu den Behausungen wieder hinauf.

Die Hand aber, die mich in jener Nacht den Umweg gehen ließ, konnte nur einem Menschen eigen sein, der Gewalt hatte über Himmel und Erde und allem magischen Dazwischen. Dem das Zukünftige abgewelkt im Gestern lag und das Vergangene froh im Morgenrot aufleuchtete.

Da mir ein mühselig ausgeschlagener Wagen genullt worden war, lagen Adern hart auf meiner Stirn. Und das Hirn haderte mit der trägen Faust. Das Haus, worin dieser hartherzige Inspektor wohnte, mußte wenigstens

gesichtet werden von dem wütenden Zischen der Zähne. Es lag ganz am Ausgang der Stadt. Eine Querstraße bog dahin ab. Ich schritt sehr langsam aus... mit den Augen verkrochen im Pflaster.

Es war ein villenhaftes, mit Geschmack der Landschaft eingefügtes Haus. Die Fenster waren verhangen. In beiden Stockwerken zischte der blaue Glühstrahl des Gaslichtes. Es ging weder ein Klavier, noch war Geschrei von Tieren irgendwo laut.

Im oberen Flurfenster aber, das mit einer matten Scheibe nach außen trieb, strichelte sich mit schwarzen Zacken das Profil des Inspektors -: der nach unten scharf zugespitzte Bart, der wulstige Mund, die mit der Stirn in schräger Linie auslaufende Nase. Es schien, als wäre das Gesicht über ein Buch gebogen, das Zahlen untereinanderreihete. Und mit einer Wollust ohnegleichen rechnete der Mund zusammen, was von unserer Arbeit ohne Entlohnung, der Gesellschaft heiterer Gewinn wurde.

»Daß dich der Teufel hol, Bluthund!« Ich hob die Faust. Das Fenster klirrte. Der Schattenriß war fort. Ein Kind schrie. Weinen einer Frau erschütterte die Fassade.

Ich weiß, daß weder ein Stein noch irgendein schweres Gerät in meiner Hand gelegen hat. Ich weiß das so genau, wie ich heute noch das Lachen höre, das mich, mit einer mächtigen Wolke aus dem Schornstein aufsteigend, zur Flucht antrieb.

Wurzeln und Steine überschlugen sich unter meinem Lauf. In heißen Sprüngen tobte der Puls im Blut. Das Lachen hinter mir her trieb den Motor der Muskeln immer wilder an.

Plötzlich stand ich im Gelände der Mühle.

Die Spannungen des Körpers lösten sich aus. Schaum des Mundes hauchte: *Geborgen!*

Aus einem Wurzelklumpen wuchs mir zum Sitz die Sägenarbe eines Stammes.

Mit dem Handrücken fuhr ich über die Stirn.

Das Dunkel lichtete sich um einen Schein in ein leichteres Grau.

Eichen hoben aus den Kapuzen die zackigen Kronen zu fast menschlichen und grundgütigen Gesichtern.

Und der Mond kam herunter und badete im Wasser den vergilbten Glanz der langen Wolkenreise.

Es war in diesem Moment hell genug, die Fläche des Gewässers bis zu den Rändern zu übersehen. Und wie von einem helleren Licht gespiegelt, plötzlich ein Kreuz.

Dieser Spiegelschein des schwarzen Kreuzes machte mich aufschrecken. Wiewohl ich nur einmal im lichten Sommervormittag an diesem Wasser gestanden und die trichterhaften Aufstiege zu den Wiesenufern mir genau eingeprägt hatte, das Vorhandensein eines Kreuzes war mir nicht mehr im Gedächtnis. Wie hätte auch auf diesem verbotenen Erdfleck ein Kreuz hinkommen sollen.

Zumal eins von jenem Format, wie es der Knappenverein immer den Kohlenhäuern setzen ließ, wenn auf den Fittichen des schwarzen Wetters der Menschen geschundene Seelen in lichtere Höhen flogen.

Ich schloß die Augen sekundenlang. Vielleicht lag, von den Pupillen geworfen, irgendwann Geträumtes jetzt als Bild in einem Außen, das nur den Nerven real schien, dem Gelände aber keine Wirklichkeit war. Der schwarze Schatten brach noch durch die Haut der Lider. War nicht auszulöschen und starrte, um eine Härte noch ins Bildhafte gewachsen, mich wieder an, da ich die Augen endlich aufriß.

Unfaßbar!

Woher wurzelte dieses Kreuz, dieses ungemeine Postament, das von dem Reflex gespiegelt, fast wie eine schmalgefiederte Landzunge schwamm?

Alle meine verunglückten Kameraden ruhten in geweihter Erde. Einzeln, zu zweien und im langgestreckten Massengrab.

Und hätte es denn auch die Behörde zugelassen, daß man in diesem von Wettern unterminierten Erdreich einen Menschen begrub, einen Grubenarbeiter gar? Mußte er denn nicht, zu der in Rache ausgereiften Stunde, zurückgeschleudert werden in das schwarze Maul, dem man das zerschlagene Fleisch entrissen hatte, auf daß es heilig gebettet liege im blumigen Grün des himmlischen Vorhofes?

Hätte der Mond doch nur ausgehalten, bis ich mich freimachen konnte aus dem Wurzelwerk, um das Ufer abzuschreiten. Denn irgendwo mußte die Erde diesen Spuk doch als nackte Realität hochwerfen und greifbar machen.

Aber so plötzlich, wie die Wolken den Mond freigegeben hatten, tuschten sie ihn auch wieder zu mit falben Gewölkkfarben.

Das Wasser brannte verhalten wie schwarzes Glas.

Und mit einem noch härteren Dunkel zackten die Linien des Kreuzes, wie eingefroren, unter der Oberfläche aus.

Der Stamm unter mir hob sich, wie heraufgedrückt von einem Erdstoß, empor. Ich hatte das Gefühl, als würde ich aus einer Versenkung in eine leichtere Luft gefahren. Meine Füße fühlten schon keinen Boden mehr. Ich sprang ab, und es war wie ein Sturz von einem hohen Hausdach herunter.

Das Moos trieb eine säuerlich riechende Nässe aus. An dürrem Geäst, das immer wieder brach, zog ich mich empor und tastete weiter. Nach einer Weile konnte ich den Kopf heben. Den Teich erschütterten Wellen, schien mir. Der Boden unter meinen Füßen gab Steine frei. Im Augenblick war ich mir völlig unklar über den Ort, wo das Kreuz zu vermuten war. Auch das Wasser wies keine Spur. Dennoch schritt ich in der begonnenen Richtung weiter aus. Raubgesindel stieß mit klapperndem Geräusch seitwärts ins Unterholz.

Die Eulen schlugen mit Flügeln wie von Schüssen verfolgt.
Ich stieß in der fast purpurnen Finsternis mit dem Kopf gegen einen Stamm.
Nein, es war kein Baum!
Mich aus betäubendem Schmerz aufrichtend, umarmte ich das Kreuz.
Es fror durch die Kleidung tief in mein Fleisch. Es zog mich hinauf, als müßten meine Arme sich nageln lassen an dem Gebälk.
Irgend etwas löste sich aus meiner Kehle.
Ich weiß nicht, ob es ein Fluch war oder ein Ruf.
In den Wipfeln rumorte lange das Echo mit den Paukenwirbeln eines Sturmes.
Ich konnte nicht mehr los von dem Holz. Die Hände hingen schon wie von Nägeln gehalten. Die Füße, nach unten stoßend, versanken in gelockertes Erdreich.
Nun war mir klar: Gestern, oder gar erst heute, konnte das Holz eingerammt worden sein.
Mein eigenes Totenkreuz?
Aber wie kann man mit eigenen Händen sich hinauf nageln, wenn das Gehirn noch nicht abgelaufen ist, die Erde noch nicht durchmessen wurde bis zum anderen Ende?!
Warum ist überhaupt diese Nacht?
Ich halte das hämische Verhalten der Sterne hinter dem Nebel nicht aus.
Ich zerbreche vor Wehgeschrei in mir –:
»Was habe ich dir getan, unwirkliche Nacht?!«
Es war nicht nur das jetzt Kommende, was so tief in meine Nerven schnitt.
Meine Vergangenheiten überschlugen sich wie in einem Sieb. Die Arme, die das gelebte Leben durcheinanderschüttelten, wogen das Gewicht aller Welten und schwebten doch frei im Raum.

Noch die Sekunde meiner Geburt passierte das Scheidewasser der tiefsten Prüfung.

Es übersprangen mich alle Gewitter über und unter der Erde.

Und dann war klar und mit metallisch gehämmertem Rhythmus dieses Wort:

»Siehst du, an dieses Kreuz, noch ehe ich zerrissen bin von einstürzendem Gestein und die Knappen mir den Trauermarsch blasen, werde ich genagelt von deinen Händen.«

Wie von einem Gebläse abgeschmolzen, gab der Krampf meiner Arme nach. Ich rutschte ohne Halt und versank bis zur Brust in das aufgeworfene Erdreich.

Über mich beugte sich das Gesicht des Inspektors.

Er hatte ein tiefes schwarzes Loch auf der Stirn, als wäre der Schädel eingeworfen von einem faustgroßen Stein.

»Siehst du«, hob der Inspektor abermals an, »dein Stein traf gut. Das Gericht hat mich schuldig gesprochen. Der Wagen, den ich dir nullte, wird mich niederfahren zur Hölle. Aber diese Weisheit, mein Bruder, hatte ich nicht alle Tage. Mußte erst ins Unendliche blicken durch Tresor und Betriebsordnung meiner Götter. Wärest du nur ein Leben früher gekommen, sänge ich jetzt auf jedem Ast die Gnade deiner Allmacht. Du Unheilstein!«

Ich hob die Hände, wie um einen Fels wegzuwälzen, der mit Zentnergewichten meine Brust drückte.

An den gereckten Händen zog mich der Inspektor empor, legte sich über meine Schultern. Weich und ohne Kanten und Schwere. Die inwendige Stille hörbar meinem Herzen als lichte Melodie von Gräsern.

Und plötzlich stand eine Leiter schräg am Kreuz empor. Nicht meine Füße trugen mich hinauf. Die Erde von unten hob stemmend meine Schwere Stufe um Stufe, bis zur Höhe des waagerechten Balkens empor.

Die Bartspitzen des Inspektors kitzelten jetzt unausstehlich meine Stirn. Und aus seinem Munde quoll stet und herrisch der Befehl:

»Schlag zu! Eins... zwei! Schlag zu! Eins... zwei!«

Im Tumult der Räder durch mein Gehirn erbrach ich mich. Rief den siebenten Gott meiner Sinne, bettelte die erste Träne meiner Mutter über mich herzu.

Der Mund des Inspektors klaffte zum dritten Male mit einem Schrei nach außen —:

»Weh, wenn du mich jetzt verlassen willst! Du mußt an meiner Seite blühen über allen Bergen und an allen Meeren. Denn du bist nicht der erste beste, der mir verliehen ist. Du bist die Stunde, die mich reift. Auge über meinem unendlichen Beginn!«

Mit eins konnte ich den Kopf wieder heben, die Arme bewegen.

Es war ganz klar: Ich stand fest und unerschüttert auf der Leiter am Kreuz. Der Inspektor aber hing mit ausgebreiteten Armen an dem Balken.

Nein, er hing frei in der Luft. Der Querbalken schien nur Schatten der gereckten Arme zu sein, ganz nahe an den Wurzeln der im Schwarzen aufschwebenden Nachtbäume.

Ich hörte den Tau eine düstere Legende spinnen in den Astmaschen, und die Stämme sah ich mit funkenlosen Sternen sich gatten.

Nun lächelte der Inspektor mit schmerzverzogenem Gesicht herunter. Das buschige Haar hatte sich zu einer Dornenkrone um die durchlöchernte Stirn gebunden.

Und ich wog schon den Hammer in der Hand. Und schwere Nägel flatterten vor meinen Augen wie Vögel in der Luft.

Ich hob den Hammer, um das fürchterliche Flattern aus meinem Gesicht zu scheuchen. Und schlug schon den ersten Nagel durch die Hand des Inspektors tief in den Balken.

Hinter mir war ein Geräusch, als prasselte Hagel in den Teich. Und die Leiter unter meinen Füßen hüpfte. Die noch von keinem Nagel durchbohrte linke Hand des Inspektors strich jetzt über meine Stirn:
»Mut, mein Bruder! Es muß vollendet werden, was geschrieben steht in den Hintergründen deines Gehirns. Mut, mein Bruder. Du wirst neue Freuden finden, aber keine wird sich üppiger um dich bemühen wie meiner Himmelfahrt Gesang. Vergiß nicht, daß aus dem Schweiß deiner Hände jetzt Aeonen tropfen...«
Und wieder war das Flügelrauschen der Nägel.
Ich hob zum anderen Male den Hammer.
Und durchschlug auch die linke Hand.
Es floß kein Blut aus der Wunde.
Die Augen nur brannten auf mich herab wie das Flimmern eines seltsamen Zweigestirns.
In meiner Brust fiedelte besänftigend der Mann im Abendrot. Der Spätvogel von den Höhen sang dazu. O Geborgenheit in Geisterarkaden!
Die Leiter, auf der ich wie auf steinichter Erde unverrückbar stand, sank mit der Last meines Körpers tiefer. Die Füße des Inspektors ruhten auf einem vorgetriebenen Klotz.
Glänzten mit der Kühle eines silbernen Geschirrs.
Die Stimme des Inspektors klang jetzt aus himmlischer Höhe herab, da sie auch die Füße meiner Henkerarbeit empfahl.
Ich drückte meinen Mund herab, um die Reinheit dieses Menschen zu küssen.
Aus den Zähnen aber wuchsen mir die Nägel, die das Werk vollendeten zu seinem Ende.
Die Leiter, deren Sprossen ich zum Abstieg suchte, war wie vom Boden verschluckt. Ich stand breitbeinig auf einem Fundament, das aus Schädeln geschichtet schien.
Über mir lobsang eine gottalte Stimme: *»Dies ist mein lieber Sohn...«*

Tänzerinnen, aus feurigen Blumen zu weißer Nacktheit strömend, faßten meine Hände und rissen mich in ihren Reigen hinüber.

Es war ein verwirrender Wirbel, schwebend, wie von keiner Schwere gehalten.

Wolken, in rosa Erglühen, fielen ein.

Über uns brannte das Kreuz zu einem Diadem der Himmelskuppel. Der Körper funkelte in einem Mosaik aus riesenhaften Rubinen. Die tropften Feuerbäche auf die Erde nieder und äscherten Wald und Gebirge zu Miasmen Staubfunken.

Eine totale Weite spannte sich aus.

In der Mitte ragte ein Steinblock. Keine Schrift war hineingemeißelt. Ich legte meinen Kopf darauf.

Schwingen von einem riesenhaften Vogel sangen mich ein... Als mich am anderen Morgen Leute aus der Stadt am Rand des von einem gewaltigen Wetterbruch aufgeworfenen Kraters fanden (ich lag wie in einem Schlaf nach einer mit Fusel durchheulten Nacht), lagen noch Blutspritzer auf meinen Händen.

Es war aber keine Wunde an meinem Körper.

Bäume, wie dünnes Stangenzeug gesplittert, lagen um mich herum.

Man stützte mich, vorsichtig über das stetig nachrutschende Geröll, zum Fahrweg hinauf.

Auf alle Fragen, die sie an mich richteten, wußte ich keine Antwort. In meinem Kopf quer lag die Nacht wie ein ungefügter Balken.

Meine Zunge begehrte Wasser.

Aber dort, wo man es hätte schöpfen können, lag kein Mühlenbach mehr.

Und das war den Menschen das größte Rätsel: daß von jenem Gewässer auch nicht mehr der Hauch eines Nebels geblieben war.

Unter den fünfundzwanzig Toten, die man am gleichen Tage aus dem versunkenen Schacht heraufzog, war nur der Inspektor erkennbar.

Er hatte ein faustgroßes Loch mitten auf der Stirn.

Die anderen Opfer der Schlagwetter-Katastrophe lagen zerstückt und auf wirren Haufen geschichtet am Boden herum.

In einem großen weißen Hause, mit ungeheuer kalten Räumen und Gittern an den Fenstern, sollte ich mich auf das Geschehnis der Nacht zurückbesinnen.

Nun habe ich es hier aufgezeichnet.

Aber alle, denen ich es erzählen muß, wenn sich die Nacht jährt, wollen etwas anderes hören.

Lustiges, und was die Orgelspieler auf den Höfen singen. Hätten Steine doch Ohren!

1923

Die Geschichte einer armen Johanna

[Auszug]

Johanna

Das ist Dein wirklicher Name. Warum sollte ich auch einen anderen hier her setzen?! Hinter jeder Maske, die ich löge: Dich vor den Blicken anderer Menschen zu verbergen, brächst Du doch mit dem eingeborenen Gesicht durch, weil es ein tausendfaches Gesicht ist, zerhackt von dem ewiggleichen Schicksalslinien. Die Seele der Armut hat den breitesten Raum darin. Und die grauen Sterne des Alltags gehen in seiner Tiefe ein und aus. Wiewohl es Dein Gesicht ist, umrahmt von aschgrauem Haar und unterbrochen von Augen, Nase und Mund, kehrt es wieder im Dasein von tausend Schwestern, die auch Johanna heißen, oder Maria oder

Emma und Elfriede. Vielleicht trennen Euch Jahre, Straßen und Städte, vielleicht sogar das Meer. Aber die Kurve Eures Schicksals heißt unerbittlich, als wäre sie gar nicht mehr auszulöschen aus der Geschichte der Welt: – Johanna. Wiewohl Ihr alle verderben müßt an der gleichen, das Leben so früh zerfressenden Krankheit des blutarmen Herzens, und edle Männer an schwer stampfenden Gesetzmaschinen sich mühen; den Fluch der Gleichheit von Euch abzuwenden: – bleibt dennoch niemand stehen und sieht Euch groß in die Augen und reißt den Hebel Eures Schicksals herum, auf daß ein hellerer Weg sich vor Euch auftun möge. Eine Landschaft mit einem freundlicheren Himmel und Häusern, wo die weißen Tauben des Glücks nicht müde werden zu schwärmen. Unerbittlich kommt der Tag, wo Eure Hand erschrocken ans Herz greift und an entlaubten Pappeln ein Sturmwind Euch zerschlägt.

So seid Ihr alle die eine tausendfache Johanna. Deren Geschichte ich hier aufzeichne. Und die doch eigentlich Deine Geschichte ist, Johanna.

Ich weiß nicht, wie oft wir schon aneinander vorübergegangen sind im Regen durch die schwarzblanken Straßen. Weiß auch nicht, wie oft ich Dich schon begehrt habe an lauen Sommerabenden, wenn draußen vor der Stadt in dem Gartenlokal die Militärmusik spielte und ein Feuerwerk das Abenteuer eines weißen Mädchenlachs beschloß. Heute hab ich Dich endlich ganz bewußt auf der Straße getroffen. Du hattest ein schwarzes Tüllkleid an, das unter den Armen schon ausgewetzt und brüchig war. Deine Füße quälten sich in engen, schlecht geschnittenen Schuhen mit viel zu hohen Absätzen. Der Lack zeigte schon garstige Sprünge und war stumpf und nicht mehr ganz schwarz. Vor einem Jahr aber waren diese Schuhe noch viel böser, obwohl sie so glänzend-frisch aussahen wie schwarze Herzkirschen im Morgentau. Das war damals, als sie noch hinter einer großen

Glasscheibe standen und mit dem hämischen Licht elektrischer Birnen ein scheusäliges Bündnis geschlossen hatten. Erst als Du vorübergingst und Deine Blicke sie absonderten und aus dem Wust heraushoben, da schüttelten sie den billigen Glanz von sich ab und suchten harmlos Deine Augen. Und fanden ein Tor darin geöffnet. Und bettelten sich in Dein Herz.

Da gingst Du in den großen, hellen und mit geschliffenen Spiegeln getäfelten Laden hinein und batest die Verkäuferin, die Schuhe anprobieren zu dürfen. Man schob Dir einen gepolsterten Sessel hin und eine bequeme Fußbank und ließ Dich ein paar Minuten so allein. Dann kam ein anderes Fräulein, kniete vor Dir nieder und beschäftigte sich aus meilenweiter Ferne heraus mit Deinen Wünschen und lächelte ein verstecktes, aber von Dir doch schmerzlich wahrgenommenes Verachten, als sie Deine alten Schuhe auszog und darunter mit hochgehobenen Fingern über Deinen Strumpf aus dicker Baumwolle glitt, der an der Ferse sogar kleine Löcher hatte. Die spitzen Lackschuhe paßten Dir sehr wohl an die Füße, d. h. sie waren streng genommen ein wenig zu eng. Du machtest noch viel kleinere Schritte, sahst schwächlich blasser aus, und so schwächling dem festgegründeten Treiben um Dich her enthoben. Bis auf den heutigen Tag hast Du diese Schuhe behalten, so daß sie jetzt ausgeweitet und sehr abgetragen aussehen, aber doch vollgesogen sind von Deinem federnden Gang und dem leichten Tritt Deiner Füße. So sind diese Schuhe ein kleines Kapitel Deiner Wanderschaft geworden. Ein klein wenig drücken sie Deine Zehen zusammen; die Armen rühren sich aber nicht, sind still und bescheiden; und erst wenn sie befreit sind von der schwarzen Klammer, dann huschen sie eine Weile im Zimmer herum, wie graue kleine Feldmäuse zwischen verregneten Ackerfurchen.

Und noch eins ist an den Schuhen zu bemerken: die dünnen Sohlen haben in der Mitte einen kleinen ver-

brannten Fleck. Das wird so gekommen sein: Du frierst so leicht, hast ja immer dünne Kleider an, Regen, Asphalt und Wasserlachen umgarnen und verwirren Dich leicht. Dabei bekommst du nasse Füße. Und zuhause hast Du Dich dann vor den alten Eisenofen gesetzt und die Füße gegen die heißen Wände gestemmt. So kraftlos Du dies auch tatest –: es genügte doch, daß es auf einmal zu dampfen anfing und ein böser Geruch sich matt und übermüdet zur Decke emporkräuselte. Da zogst Du arg erschrocken Deine Füße vom Ofen fort und fühltest ein Brennen bis in die Schläfen hochsteigen. Jedoch das Unglück war geschehen und saß auch noch am Abend vor Deinem Eßnapf wie ein kleines bedenk-sames Hutzelmännchen. Sonntags trägst Du häufig ganz seltsam geschnittene und übermäßig bunte Blusen, die Dir eine eigentümliche Figur verleihen. Dann schwebst Du fast, und die Luft umlagert Dich in zuchtlosen, farbigen Dreiecken. Dann ist auch ein seltsames Leuchten in Deinen Augen und dabei gibst Du Deine Lippen dem Wind mit blanken Zähnen lächelnd preis.

Wenn Du manchmal so vor mir hereilst, kommt die ganze, sauber gepflegte Kleidung außer Atem; Deine Bluse reckt sich in die Höhe und an der Taille erscheint das Weiße eines Bandes und zuweilen sogar etwas Gespang vom Korsett. Das ist nun etwas ganz Schamhaftes. Wenn ich Dein Korsett jemand zeigte, so würde er, wäre er ein in vornehmem Hause aufgewachsener Mensch, vielleicht die Stirne kraus machen und die Nase rümpfen und so von ganz oben herab sagen –: Gott, was für ein ordinäres Ding, eine herrenlose Töle, die durch die Straßen läuft und an jedem Müllkasten schnuppert. Darüber darfst Du Dich nun nicht ärgern und gleich Wasser in den Augen haben. Diese feinen Leute sind nun einmal so. Aber ich, ich stoße mich ja nicht an solchen Nebensächlichkeiten; ich bewundere alles, was in Dir und an Dir ist. Eigentlich möchte ich es gar nicht sagen, daß

dieses Korsett so alt ist wie Deine Schuhe und Deine Blusen. Nur die Schnur, die es zusammenhält, hast Du manchmal gewechselt. Sie reißt von dem vielen Ziehen so leicht. Und oben, wo schüchtern ein paar Spitzen lugen, da ziehst Du zuweilen eine rosa oder hellblaue Schleife durch. Du legst es immer mit großer Sorgfalt an, über Deine Züge weht der heilige Ernst des Schönseins. Formeln und Symbole steigen aus dieser Handlung, Gesetze, die sich runenhaft in Dein Gedächtnis eingeritzt haben. Erst wenn Du beim Schnüren den letzten Zug machst und die Bandenden unten kunstvoll verknüpfst, dann fängt Dein eigentlicher Tag an. Es ist so groß, wie Du Deinen schönen, schmucklosen Körper einfach und selbstverständlich quälst und formst. Dann schwebt Dein sicheres Mädchentum über dem geduckten Fleisch, wie der Schirm einer Pinie über ihren Stamm, götzenhaft, ruhig und sicher.

Nicht einmal Strumpfbänder sind an Deinem Korsett. Das wäre auch häßlich und würde die einfache Form irgendwie stören. Nein, Du trägst die guten, alten Strumpfbänder, die man über die Knie zieht. Sie sind aus blauem Gummiband, an dem stets einzelne Fäden zerissen sind. Natürlich legst Du jeden Morgen ein Bein über das andere und ziehst die Gummibänder bedacht- sam herauf. Die gesundheitlichen Bedenken, die eigentlich gerne gehegt sein möchten, weil sie sich in den Büchern über Naturheilverfahren so schön ausnehmen und den Kopf darum so hoch tragen, müssen sich auf ältliche Lehrerinnen und Telephonbeamtinnen zurückziehen. Denn selbst wenn Du an diesen altmodischen und gewöhnlichen Strumpfbändern sterben solltest –: müßtest Du sie doch tragen, da sie wesentliche Teile von Dir sind, wie alle Deine anderen ungesunden Kleidungsstücke. Andere Strumpfbänder würden, was weit tödlicher wäre, die Zirkulation Deiner Seele hemmen.

Die Tiefe und unendliche Weite Deiner Seele ist das Schönste und Wertvollste, was Du allen anderen Mädchen voraus hast. Daran bist Du in jeder Fläche des Daseins erkenntlich. Da bist Du verwundbar, da ist Dein Anfang und Dein Ende.

1925

Ruhrberg

Den Berg hinauf ächzt das Begräbnis.
Sechs schwarze Kästen auf einem Leiterwagen bergen nur
Darmfetzen und Sand mit Gehirn gemischt.
Die Weihrauchkessel säuseln: Sanfter Friede Gottes!
Kinder plärren: Vater! Und eine Faust murrte: Die für
uns Blut geschwitzt haben...!
Unten aber ist die Stadt.
Nie noch sah ich solch ein düsteres Gehäuse aus Stein
gemengt mit Rauch, Gestank, Elend und Pestbeule.
Unter den Schornsteinen im gebirgig erhobenen Kreis,
mit den vermoderten Abwässern der Schächte, vor dem
ewig grauen Sack von Himmel stampfen die Straßen eine
Zwielicht-Bedrücktheit, die aus faulen Gebissen den
Atem hauchen kann, der die Maschine des Körpers zu
einer Spannung antreibt: ein Dasein zwischen Leben und
Tod zu markieren.
Einst lagen Flecken Grün dazwischen mit bäuerlichem
Nackenhub, mit Gesichtern hart barbarisch. Aber kind-
haft in Träumen vor Sternen.
Heute hat das zu Stein gebrannte Blut seinen Triumph.
Der Ackerbürger Enkel kuschen sich dem Tumult der
Explosionen. Mit von Schwielen bekrochenen Händen,
das Brot über sich in Sonnenhöhen glänzen sehend,
bauen sie an dem Bagno für dreißig kommende Ge-
schlechter.

Die Peitsche, in Rudeln die Nacken zum Trott der Würmer treibend, liegt in eines Riesen-Schinders Faust. Der entmenslichte Schädel regiert absolut. Von seinen Bartwülsten tropfen unbarmherzig hart die Todesurteile. Er stößt, wie seine Launen wollen, Arbeiterheere in den Schacht, und, murren sie auf, in Bataillonen auf die Folterbänke des Hungers, ätzender Säure zum Fraß. Dann sind sie nicht Herr des Hemdes am eigenen Leibe, Kreditgeier umkrallen ihre Gurgeln und würgen sie, gestützt von hohler Obrigkeit, in die Selbstmördergruben an kahler Kirchhofsmauer. Proletarier sind überall gezeichnet mit dem Brandmal eines schlecht beratenen Gottes. Aber diese Elendmasse hier –: Der Teufel noch erleicht vor soviel Umgestaltung alles Menschlichen zum Schandfleck der Hölle.

In den explodierenden Kesseln schwarzer Tage kochend, mit zerfetzten Lungen zwecklos nach dem Geruch eines Kleefeldes stoßend: Die Spiegel werfen ihnen schreckliche Gebilde vor die Füße.

Sie haben sich in Verbänden zusammengeschlossen; haben ihre Führer und Antreiber. Haben ihre Sekretäre und ihren Präsidenten.

Führer?

Diese Leute leben in einem Nebel, in dessen Zwielficht sie nur Umrisse, nicht Menschen sehen, nur den Wirbelwind fühlen, aber die Brutalität des Zentrifugalen nicht ergründen können vor Bürokratie und der Phrase im Parteistatut. Sie haben sich auf Rackstühlchen nach oben gesessen und glauben: Menschen fortan regieren zu können. Weil der Fluch der Fron Brandflecken in ihr Fell brannte, geben sie sich das Air, Posaunen über den Blutbächen zu sein, die aus den Herzen der spurlos Verschlütteten rinnen.

Man lacht über dieses Götzentum und wird doch in der Seele zuschanden vor so viel Talmi, Heuchelei und böser Flechte am Notbau des Aufschreies zu Gott.

Man verachtet sie wie die gesinnungstüchtigen Budiker, die sich in dem Käfig ihrer Vorurteile nach allen Seiten drehen und auf den Säcken ihrer Faulheit sich Bäuche anmästen.

Sie liegen der Ohrfeige uns näher als dem Messer. Dieses bleibt gespannt und trocken für den wichtigeren Feind.

Der Haß ist schon auf Knaben überggesprungen; ihre Antlitze sind grün von Galle und reif: nach außen zu platzen mit allen Fiebern der Mordsucht. Ich kann ihre Augen nicht sehen, ohne den Samum dahinter zu fühlen, der keine Tränen, kein Glücksschauern vor einem Kiesel, einem Schmetterling oder Farbenwunder des Regenbogens mehr durchläßt.

Das Mädchen noch, das die armselige Holzpuppe durch die Gossen Unrat schleift und mittags neben den Blechnapf Hafersuppe stellt: Ist schon geschändet von den Griffen, mit denen Kostgänger die Mutter angingen, das Ehebett zu dritt teilen. Doch Haß und Unzucht waren zu keiner Zeit Maßstab von Kraft. Wer sehen will, wo die sich äußert in Aufschwüngen zum Schöpferischen, trete ein in das Kesselhaus, wo die hundert Feuerungen Weißglut schüren und mit grünem Gas und Erz in Dampfatomen den nackten Körper nicht umschmeißen können, der ihre Ergrimmtheit ansuckt, wenn die Kohlenschaufel abgleiten will von der Hornhaut der Faust.

Von den Zyklopen haben sie mehr als die zurückliegenden Augen und Eselskinntbacken. Sie spielen keine Leidenschaft in Rampenbeleuchtung; das Schüreisen, wenn sie es in den roten Bauch der Bunker stoßen, geht wirklich durch den aufgeschwemmten Kadaver des Molochs, den sie in einer hellen Sekunde beutefroh erfahren und in der zweiten schon wieder suchen müssen in dem Husten, der ihre Lungen erschüttert.

Die hohen Fenster aber schlagen in ein grüngelbes Brennen von rauchlosem Pulver. Gleich den Mündungsfeuern schwerer Festungsgeschütze erklären sie eine bru-

tale Dogmatik in dem Donner der Explosion, den angsthaften Schwingungen der Erde, der Stocktaubheit der Sklaven, deren Schatten an den Wänden gespenstern. Bei Kesselheizern oder den Männern im Walzwerk, bei Kindern auf der Schlackenhalde oder den Greisen im Hospital –: Ruhrberg ist die Klagemauer, an der ihre Seelen zu Mumien dorren.

Die Luft der Stadt ist nicht den Bäumen gesund, nicht den Fassaden der Sandsteinhäuser, nicht der Kupferkuppel der Kirche vom Herzen Jesu; aber die Kohlenberge mästen sich in den Himmel empor und glänzen die Sonne auf ein milchiges Matt aus Halbedelstein.

Ruhrberg ist eine Sackgasse der siebenunddreißig Völkerstämme Deutschlands, überwuchert von den Polen und dem Dreck aus dem oberen Italien.

Der Pumpnickelbäcker gab hier vor der Zeit seinen Geist auf und der schwere treue Ackergaul erlag dem Motor. Diese dem Herren-Profit verschacherte Erde, diese Teer-Höhle ist zum Bersten geladen von Gendarmen und Banktresors, von Rachitis und Gastmählern in der Fünfundzwanzigzimmer-Villa.

Den Reiter-Kaiser haben die Revolten noch immer stehen gelassen auf einem poweren Viereck, das Markt heißen will. Die Federn aber auf seinem Helm brennen rot in den Untergängen der Tage wie die Purpurfahne über einem Maskenzug, wo Bayern mit Sachsen und Flissaken grölen dürfen: Noch ist Polen nicht verloren. Ich glaube an das Mysterium der reinen Asche nach diesem geschundenen Jahrhundert.

Es wird aber nicht so sehr darauf ankommen, wer die Fackel an den Teer-Stoß legt... Es wird auf die Gewalt der Fackel vielmehr ankommen. Ruhrberg – dieser Gottes-Trotz am Kreuzweg, dieses Mördermal auf der Stirne einer Landschaft, wo unter Lämmern, die heilig grasen, der Wolf Verbrüderungsfeste feiert mit Leopard und Hy-

äne und den Wein ausschenkt, der aus dem Faustschlag
kochte, auf daß die Menschheit daran genese.
Er stäubt zu Eisflocken das Gesicht seiner Straßen und
die Luft in seinen Spitälern. Er ist von Kain gezeugt und
von der geilen Hure Sodom entbunden. Er hat den üblen
Geruch einer Folterkammer, wo heiße Zangen aus
den Brüsten einer Hexe Geständnisse pressen. Er säugt
die Kinder mit Fusel und mästet den Schutzgötzen mit
Pfauenzungen. Er hat die Farbe und das träge Tempo
der Abwässer, die aus Schachthäusern sich ausschütten
und ein Feld in Julihitze. Er tanzt mit Beelzebub auf
dem Krater. Er wird an den Würmern in Darm und Gehirn
ersticken. Er stirbt mit Ahasver durch alle Ewigkeit.
Wie eines Fuhrmanns Peitsche im Traum der Pferde
lebt, so verdient er, daß das Leben ihn lebt. Hier diese
Stadt aber ist hoher Schandpfahl, wo man Schwächere
ungestraft quälen darf, nicht einmal, nein, einen neun
Leben lang täglich zehntausend mal.
Ruhrberg –: Eine Fackel, die Finsternis scheint, eine Eisonacht,
die das Grauen kocht.
Sie eitert wie Lues in Deinem Blut.
Und das sie noch ist –: So schuldig bist Du!

1925

Dichter und Bauer

I.

Der Dichter Silvio Nathan hatte ein kleines Bauerngut fünf Wegstunden weit von der Hauptstadt. Hier hauste er von Anfang Mai bis in den späten Herbst. Das Bäuerische lag ihm vom Großvater her noch im Blut. Eine Gier nach der lebendig dampfenden Ackererde belastete alle Handlungen seines Lebens. Bäuerisch derb wuchtete sein Schritt, schollenhaft grob polterten ihm die Sätze einer Rede vom Mund, und hinter den Frauen war er her mit der urstarken Brunst von selten aufgestörten Waldtieren.

Nur in seinen Schriften war alles von einer ungemeinen Zartheit, Traumhaftigkeit, und so jenseits von robuster Kraft, daß man immer eine von Einsamkeiten umsponnene Frauenseele dahinter vermutete. Und nicht glauben wollte, daß dieser Wildling (dem die blassen Jünglinge der Literatencafés in einer ewigen körperlichen Angst auswichen, wiewohl er niemanden auch nur einen Finger verbogen hatte) Erlebnissen hinneigte, die ein überempfindliches Blut, hochgradig gespannte Nerven und sensible Gefühle erforderten.

Aber das war ja die zweite Seele, die als schlanke Säule sein Leben stützte und nichts anderes bedeutete als die Hinterlassenschaft der Mutter aus einem verbrauchten und unsäglich müden altadeligen Geschlecht.

Beide Erbteile hatten nur äußerlich eine Bindung vollzogen, hatten einen vollkommenen Körper erschaffen, einen rauhschaligen, aber trotzdem leicht und sicher funktionierenden.

In der Struktur des inneren Menschen allerdings klaffte zwischen den hochgetürmten Erbmauern ein schmaler, aber unendlich tiefer Abgrund. Da dampften die Süchte

nach dem fruchtgewaltigen Bauerntum und wehklagten die Stimmen, die einer zerbrochenen Welt nachtrauerten und sich in die mondsilbernen Gespinste des Traumes hüllten. Wie Feuer und Wasser lagen sie sich feindselig gegenüber. Und wenn ein magisches Geschehnis winzige Teile miteinander mischte, erscholl es dunkel von Explosionen und betäubte das Blut und nahm dem Menschen die klar gegliederte Sicherheit.

In solchen Phasen verschrieb sich Silvio Nathan, um Ruhe vor den Quälgeistern zu haben, dem Alkohol. Und lag in den verrufensten Lokalen der Stadt herum und grinste die Zeit und die Menschen und sich selber an. Und kam nie über die schwere Zunge hinaus. Und ließ sich hin und her treiben wie ein zum Sterben mattes Tier.

II.

Aber nun war Silvio Nathan schon im zweiten Monat wieder auf dem Landgut, und obwohl er nie einen seiner städtischen Freunde dort draußen empfing, fuhr ich dennoch mit einem alten Bauernwagen, der vom Markt in das Dorf zurückrollte, hinaus. Ich hatte immerhin einen Einladungsbrief in der Tasche. Er datierte freilich aus einem Wintermonat. Aber woher sollte ich wissen, mit welchen Gebräuchen Silvio Nathan sich auf dem Lande umgab? Würde er mir die Tür weisen, dann könnte ich zur Not in einem Bauernhaus Quartier nehmen und ihn von dem Nachbargehöft und den Nachbarfeldern beobachten, sein Landarbeitertum studieren und der Scholle inbrünstig hingeebenes Wesen ergründen.

Die weiße Chaussee, mit den mächtigen Ebereschen zu beiden Seiten, erstreckte sich wohl zwei Stunden weit. Rübenfelder in unermeßlichen Gebreiten und vom Staat bewirtschaftet, welkten reizlos dahin. In Scharen von fünfzig, sechzig Mann arbeiteten Insassen des Gefängnisses mit Hacke und Pflanzstock auf den Plantagen. Die

grauen Leinenkittel streuten sich hin wie jene im Herbst aufgefahrenen Haufen des künstlichen Düngers. Nie wich einer aus der Reihe. Nie erscholl ein Gesang, den man sonst auf Feldern hört, wo viele Menschen in der gleichen Hantierung beisammen sind. Aber die fetten Bässe der Aufseher knallten mit dem Wind zusammen, und häufig genug blitzte und pffte ein Peitschenriemen. Dann sackte der Bauer, der neben mir saß und sein kümmerliches Pfeifchen schmauchte, zusammen. Und ein Wehlaut wimmerte unter der Wolke des Rauchs. Ich fragte ihn verwundert: »Warum?«

Da nahm er die Pfeife ans dem Mund, band die Zügel um die vordere Wagenrunge und zog den verschossenen Kittel über den Kopf. Nacktbraun glänzte der Oberkörper. Der Kerl war wie ein Affe behaart und hatte dafür kein Hemd an. Und da drehte er den Kopf herum und wies mit fletschenden Zähnen nach seinem Rücken.

Teufel, ja -: da brannten kreuz und quer blaurote Narben, schlecht verheilte Wunden von Peitschenhieben.

Schnell zog er den Kittel wieder an. Nahm die Zügel und jagte die Klepper. Eine heiße Wut stand in seinen Augen. Er drehte sich mit Gewalt von den Gefangenscharen fort.

Ich fragte: »Warst du denn auch unter solchen?«

Er brummte: »Ja.« Und weiter: »Und war noch hundertmal schlimmer wie hier. Herr: keine Erde, keine Sonne, kein Wind. Nichts als schwarze Mauern Tag und Nacht. Drei Jahre, Herr!« »Und warum?«

»Warum?«

Ein wutdurchschauertes Gelächter rollte über sein Gesicht. »Warum... Warum? Weiß man, warum die Regierung das Beten verboten hat? Herr, wir saßen unserer sieben am Tisch und hielten die Andacht ab, die wir früher hielten, als noch die Kirche im Dorf stand. Und einer von uns legte die Schrift aus. Und da kamen die verfluchten Kopfküßler und schleppten uns fort. Weiß man,

warum? Ist Gott wider die Gesetze der Regierung? Oh, er muß es wohl sein. Und es waren Leute wie wir, Herr, im gleichen Kittel und von dieser armen Erde ins Leben hoch gewachsen, die uns zu dem Geziefer hinter den Mauern am großen Wasser warfen. Und die uns mit Peitschen schlugen, weil wir immer noch unsere Andacht hielten. Auch da unten in der Nacht hinter den Mauern. Sie waren von weit, weit hinter der Steppe, die Wächter, die uns schlugen. Und hatten wohl einen andern Gott, zu dem sie beteten. Aber nun nicht mehr reden davon, Herr. Nur denken. Und auch nur so beten... Im Denken beten...«

Ich mußte an Helena Schutkin denken, die mir den Geleitbrief ausgeschrieben hatte. Und an das Bild der heiligen Johanna von Frankreich, das auf ihrem Schreibtisch stand.

Und ließ dem Bauer seine Gedanken und seine Wunden und konnte auch nicht mehr zu den grauen Scharen der Gefangenen hinsehen. Aber da war die weiße Chaussee auf einmal wie fortgeschnitten. Und ein tiefer Lehmweg umstolperte den Wagen. Da waren auch die Rübenfelder nicht mehr. Kleine Gehöfte, mit den Dächern fast die Erde greifend, standen herum, und vielerlei Feldfrucht wechselte ab. Alles ging in buntgewürfelter Fläche auf. Am häufigsten aber wuchs Roggen. Stand schon reif zum Schnitt. Ach, so niedrig im Halm. Und schrecklich vermengt mit Hedrich und Distel.

Zuweilen taten sich Wiesenstriche auf. Ein Gewässer erblitzte. Rostrote Kühe grasten herum. Ein junges Pferdchen sprang dazwischen. Und im Hinschwingen und Zergehen von Farben, Lichtern und Formen lebten sich die Singvögel aus und ein summendes und flatterndes Vielerlei von Käfern, Faltern, Bienen und Hummeln.

Der Bauer saß mit vorgebeugtem Kopf auf dem Lenkbock und schnalzte mit der Zunge und fühlte den engen Kreis seiner Wohnheimat näherrücken, was ein klein

wenig die Falten in seinem Gesicht glättete und seinen Augen den Glanz des Himmels gab.

III.

Wir waren nun doch beinah sechs Stunden gefahren, ehe der Bauer vor Silvio Nathans Gehöft mich absetzte. Er wollte durchaus keinen Fahrlohn annehmen. Ich steckte die Scheine in den Leinensack, den er neben sich stehen hatte, und versprach ihm einen Besuch. Er wohnte noch eine Stunde weiter. Dicht an den Moorflächen des großen Sees. Da war auch eine Siedlung deutscher Bauern. Und er lebte in guter Nachbarschaft mit ihnen. »Vielleicht kommst du am Freitag schon?« fragte er. Und ich nickte und sah ihm noch eine ganze Weile nach.

Silvio Nathans Gut war wie ein alter westfälischer Kamp angelegt. Zwei riesenhafte Birken flankierten das Tor. Auf einem Scheunendach nisteten Störche. Auf dem gewaltigen Misthaufen mitten im Hof wimmelte Geflügel und Vieh in strotzendem Behagen. Ach, welch ein zauberisches Durcheinander! Geschrei und Bewegung. Farben und Gerüche.

Eine alte verhutzelte Frau schöpfte Wasser aus dem Ziehbrunnen. Rotbraunes Katzenfell umschnurrte ihren Nacken so anschniegend. Und der freche Hahn tänzelte daher. Und die Gänse gifteten mit den Tauben und den Beinen der Greisin.

In dem langgestreckten Wohnhaus aber war niemand. Ich ging suchend von Zimmer zu Zimmer. An der Einrichtung fiel nichts Besonderes auf. Uralte Möbel räkelt sich an den mit Leimfarbe gestrichenen Wänden. Nirgends tauchte eine Bibliothek herauf, nirgends ein Schreibtisch. Über der breiten Truhe auf der Diele aber, da hingen zwei Bilder moderner Maler. Ein Bauernkopf von Chagall. Und eine Landschaft von Cézanne.

Und eine schwere Balaleika schwebte da noch zwischen den Bildern. Die Truhe war ein prachtvolles Stück alter Tischlerarbeit. Eine blaue Leinendecke in Bauernstickerei lag darüber.

Wo aber war Silvio Nathan?

Ich dachte beileibe nicht daran, daß er hier auf dem Hofe herumstolzieren würde in blanken Reitstiefeln wie ein ostelbischer Inspektor und mit dem Gesinde maulen und das Reitstöckchen kokett im Stiefelschaft wippend. Ich wußte auch, daß er hier draußen nicht eine Zeile schrieb, kein Buch und keine Zeitungen las. Daß er aber wie ein Bauer lebte und niemand aus der Stadt zu sehen begehrte: Über diese Verrücktheit diskutierten die Literaten in den Cafés von Moskau und Petersburg. Ja, wo war Silvio Nathan?

Ich mußte nun doch die Runzelalte ansprechen. Und es dauerte eine Viertelstunde, bis ich heraus hatte, daß Panje Silvio im Roggenfeld lag und mähte. Aber das Roggenfeld fing erst hinter dem Birkenwäldchen an. Dorthin zeigte die Alte mit weit ausgerecktem Arm. Ich sah nur den Hauch einer grünen Wolke am Himmel.

»Ja, dort... dort...«, meinte die Alte.

Ich hatte keine Lust, diese Meile zu Fuß zu gehen. Ich sah mich in den Ställen um und entdeckte einen Schimmel. Zaumzeug hing von der Decke herab. Aber nirgendwo ein Sattel. Nur ein alter Zeltplan lag am Stallengang. Den faltete ich doppelt zusammen und legte ihn auf. Der weiße Schinder hinkte leicht. Ich kam in ein seltsames Schaukeln. Das schreckte Wachteln und Hasen auf. Vom Flachsfeld trafen mich böse Augen aus einem Rudel Frauen. Der Weg schlängelte sich lieblich durch die Musik von Lerchen und Grillen.

Wind schüttelte krautiges Gestrüpp und roch so schwer nach Regen. Auf dem abgemähten Klee tummelten sich Rinder. Der Hütehund glotzte mich an. Sein menschlicher Bruder lag neben dem Tränkefaß auf dem Bauch

und piff sich eins. Der Birkenwald verlor immer mehr das Wolkenhafte. Die weißen Stämme badeten sich schlank in violetter Luft. Die Sonne hatte genug von diesem Feld. Sie rollte mit Macht abwärts. Mein Schimmel schnupperte eines nahen Gespannes Gegenwart. Silhouettenhaft kroch ein Pflüger über den westlichen Hang. Der Himmel darüber umarmte kreisend sich selbst; das scharf umschriebene Graugewölk und die Felder flohen unter ihm hin und suchten ihr eigenes Ende. In einer unendlichen reifenden Stille ruhte die Ferne, ruhte die selige Sehnsucht der Seele.

Im Birkenwald aber verlor sich der Weg. Ich band den Gaul an. Schlängelte mich durch dorniges Unterholz. Zwei Kinder sammelten Beeren. Sie hörten nicht auf den Kuckuck. Ein kapitaler Bock stand wie eine Plastik. Zu einer drohenden Faust ballte sich jeder Wipfel wider die heimtückisch langsam beginnende Nacht. Schon dünstet Nebel aus den Moorlöchern. Bald wird er die Felder überschwemmen und die Wege und die Spuren der Menschen, die hier gegangen sind, fortwischen.

IV.

Der gemähte Roggen lag in unendlichen Wellen. Ganz unten, wo Wiese anfang, banden Männer und Frauen rüstig die Garben. Hier weiter oben aber ging Silvio Nathan als Letzter in der Reihe von fünf Mähern mit der Sense durch die Halme. Er hatte zum Unterschied von den Knechten ein rotes Seidenhemd an.

Die Knechte bogen die braunen Rücken hautblank in die Wucht des Mähers.

Ich pirschte mich wie ein Sonntagsjäger heran. In Scharen tanzten Feldmäuse durch die schmale Allee der Stopeln. Und dahinter hopsten so schwerfällig die grauen Schorfkröten und blitzten mit goldenen Sternaugen.

Silvio Nathan stand endlich und dangelte. Und da legte ich ihm die Hand auf die Schulter. Er zeigte gar keine

Überraschung, zerdrückte grüßend fast meine Hand und sagte:

»Ich habe dich eigentlich im Mai erwartet. Zur Schnepfenjagd. Zum behaglichen Lungern unter den jugendlich grünen Bäumen. Nun aber wirst du hier Garben binden müssen. Bajetschka wird es dich morgen früh lehren. Oder willst du jetzt schon? Nein, warte hier, bis wir wieder heraufkommen. Mein Magen sagt Feierabend an. Plagt's dich auch? Heut abend gibt's Käsepiroggen.«

Und da drehte er sich wieder den Knechten zu, die ihm zehn Meter voraus waren, und holte sie mit prachtvollen Stößen wieder ein. Oben am Feldweg sammelten sich schon die Frauen. Als ein Dutzend voll war, trabten sie ab. Sie sangen mit klaren Stimmen weit über das Feld hin. Fuhrwerke, zwei, drei, stolperten hinterher. Der Himmel brannte jetzt lichterloh. Mir schoß das Blut in die Höhe. Warum malte kein Mensch hier Bilder? Wie blaß war das viele Leinwandzeug in den Museen gegen diese Landschaft. Schauer der Andacht quollen in mir auf, traten verdunkelnd in meine Augen und rannen tropfend zum Mund. Welch ein bittersüßer Geschmack! Silvio Nathan überraschte mich im Dahinträumen. Gab mir einen Stoß. Und hakte sich in meinen Arm. Ich erzählte ihm, als er einen Bogen um den Birkenwald schlagen wollte, von dem weißen Klepper, den ich da angebunden hatte. Er lachte mit breitem Gebiß und winkte einen Knecht heran. Der mußte den Schimmel heimführen.

»Wenn du müde wirst, *trage* ich dich ein Stück. Stadtpflaster macht Plattfüße; ich weiß. Willst du für Zeitungen von hier schreiben? Dann setze ich dich in den Rübenkeller bei Wasser und Brot. Oder willst du die Nerven hier mir auslüften... schlafen, trödeln, im Kraut unter dem Himmel liegen? Du bleibst doch bis zum Erntefest?«

Er ließ mich kaum zu einer Antwort kommen. Er lachte über mein schweißiges Gesicht. Ich konnte seinem weit-ausholenden Schritt mit der Zeit nicht mehr folgen. Er zog mich fast. Brüderlicher Atem rührte mich an. Ich spürte ein Saugen am Herzen, als fühlte ein anderes Ich aus purpurner Finsternis, die es noch verhüllte, tastend zu mir herauf.

V.

Der Hof lag schon in grauer Dämmerung, als wir ihn betraten. Vieh brüllte in den Ställen. Fledermäuse huschten. Die Mägde schlepten sich krumm an den Wassermengen für die Tränke. Irgendein alter Grimmbart fluchte bald hier, bald dort.

»Oh, das ist Wolodja. Mein lebendiger Kanthaken. Alle hat er am Schnürchen. Wenn ich sterbe, erbt er den ganzen Kram.« Und Silvio Nathan freute sich wie ein Kind, daß er mir das erzählen konnte.

Er war überhaupt wie ein muskelstarkes Jungpferd. So voller Schalk, Laune und Spannung. So hatte ich ihn mir denn doch nicht vorgestellt. Ich dachte an einen besinnlichen Fanatiker. An einen, den irgendwelche Erkenntnis zur Scholleneinsamkeit trieb. Er war schon ein helläugiger Abenteurer.

Er wusch sich nicht einmal zum Essen. Wir saßen in einem schmalen Zimmer, wo auch sein Feldbett stand. Er kaute unendlich. Die Piroggen knusperten von Butter.

»Ich weiß selber nicht«, sagte er nach einer Weile, ohne daß ich dem Gespräch solche Wendung gegeben hätte, »ob ich hier stärker hergehöre... oder dort, wo ihr den Sommer über auf mich wartet... Ich weiß nur, daß ich aus der Stadt fort muß, wenn in den Bäumen der Saft nach oben steigt. Es gibt nichts, was mich dann halten kann. Auch keine Frau. Du weißt, daß es Alexandra einmal versuchte. Sie hat doch den Kollegen Wassilewski

geheiratet, wie? Gut! Gut! Sie weiß nicht, wie schön die Erde duftet, wohin die Seele der Tiere sich verzweigt. Wer weiß das überhaupt noch von euch? Darum seid ihr ja so schwächlich; und lauft den Dingen nach, anstatt daß die Dinge euch nachlaufen und mit euch raufen wollen. Aber selbst wenn ihr das jetzt noch wollt, ihr könnt es nicht mehr. Ihr habt ja den Ruf der Felder verloren aus dem kranken Blut.«

»Und wenn man hier siedeln würde wie du einen Sommer lang?«

»Hilft dir nichts, mein Bruder! Hilft dir nichts! Sobald deine Augen voll sind von Bild und Gebärde der Landschaft und den Dingen in ihr, wird die Erde eine schreckhafte Last. Und du wirst nur die großen Härten fühlen und ein Märtyrer werden und von Gott begehren, daß er dich heiligspreche dafür.«

Ich konnte nicht widersprechen. Ich hörte aufmerksam zu, gefangen in sein Vertrauen. Seine Meinungen waren unabhängig von allen. Er lebte und stellte nur sich selber dar. Das war selten in dieser Welt der ewigen Maskenspiele.

Mitten in einem todernten Gespräch bekam er Verlangen nach Tee. Ein saubergewaschenes Mädchen rückte den Samowar auf eine Art Veranda. Sie deckte mit buntem Tuch den Tisch und brachte Gläser, Gebäck und ein Gelee von schwarzen Johannisbeeren. Silvio schickte das Mädchen schnell wieder fort. Sie bewegte sich wie eine barmherzige Schwester.

»Kannst du dir denken, daß dieses Kind schon zwei Kinder in die Welt geboren hat? Kinder von Lumpen, die Gewalt des Amtes an dieser Armen ausließen? Kinder von Genossen, die jeden Stein umarmen möchten und Menschen im Unglück hinsterben lassen, als wüchsen sie als ein schreckliches Unkraut auf den Feldern? Man hat Anjaschka die Kinder genommen und zu den Fröschen in den Tümpel geworfen. Das war gut so. Wozu leben

Kinder von Lumpen auf der Welt? Anjaschka wird einen Knecht heiraten und gute Kinder dem Leben schenken. Diese Erde wird ihr Kraft dazu geben...«

Es war ein orgelhaftes Rauschen in den Bäumen. Wir saßen uns gegenüber und dämmerten mit den Gesprächen in die Nacht hinein. Manchesmal trat auf Silvios Stirn ein unterdrückter Seufzer. Aber wenn der Wind rauschte, war er fort. Und wenn aus der Gesindestube die Fröhlichkeit der Jugend durch den Hof knallte, standen goldene Feuer in seinen Augen. Es schien, als war eine trunkene Seligkeit eingesperrt in seiner Brust und sprang das Gefängnis an und war rasend wie ein gefesselter Tier. Nach einer geraumen Zeit erst entspannte sich sein Gesicht. Er holte tief Atem und erzählte wieder von seinen Mägden und Knechten. Er kannte alle Schicksale. Er umfriedete sie mit einer Brüderlichkeit ohnegleichen.

Wir saßen bis zum Eintritt der Mitternacht schwebend zwischen der Erde und den Sternen. Die Lampe siedete unter dem Schirm und nährte sich von Finsternis. Schließlich webte der Raum so still für sich hin. Und ruhelos rann und rann die Zeit. Und setzte ihren Stein an Wand und Gesichter und Geräte.

Silvio Nathan brachte mich mit offenem Licht in mein Zimmer. Es roch scharf nach Feldblumen. Wir umarmten uns schweigend. Ich konnte nicht einschlafen und setzte mich an das weit offene Fenster. Im Hof gingen schwere Tritte. Laternenlicht flatterte in meine Kammer hinein, suchte einen Halt an Wänden und Decke, sprang vom Spiegel zum Schrank und war im Nu wieder fort. In den Ställen knarrten Türen. In Pausen erscholl das Stampfen und Schnauben der Pferde. Eine ewige Melodie spann der Brunnen hinten im Garten. Angestrengt, mit erdhungrigem Herzen, horchte ich hinaus. War es ein Vergangenes, das mich da hinten vom Garten her anrief? Sagte sich ein Zukünftiges an?

In dieser Nacht begriff ich die Seele des Bauern in Silvio Nathan. Und blieb auf dem Gut mit ihm, bis der Schnee uns in die Stadt jagte.

1929

Brief an Stefan Zweig

Berlin-Schöneberg, Naumannstraße 78
d. 12. III 1931

Lieber Freund,
die seltsamste Erscheinung in jenen Tagen, wo genau drei Deutsche und eine schweizer Zeitung meiner dachten, war doch dies, daß die drei, vier Freunde aus der Welt der Literatur, die schon 1910 von mir wußten, fast die einzigen geblieben sind, die mir Gruß und Wunsch zukommen ließen. Es war ein großer Gerichtstag und ich habe erkennen müssen, wie gering die Wirkung ist, die mein Werk auf zwei Generationen ausgeübt hat. Ich habe die Isolation in gewisser Weise dadurch heraufbeschworen, daß ich von mir aus nichts unternommen habe, Geburtstagsaufmerksamkeit zu erregen. Ich habe auch die Verleger nicht animiert. Ich wollte endlich wissen, wo ich stehe. Und die Antwort, die ich bekam, hat mich ein Stück weiter gebracht. Ich will damit nicht sagen, daß ich nunmehr mich für den verkanntesten deutschen Dichter halte. Auch habe ich nicht den Ehrgeiz, das Urteil durch »gefälligere« Ware zu korrigieren. Ich werde meine Arbeit in der alten Form weiter fortsetzen und mich nur auf die drei Bücher konzentrieren, die ich noch zu veröffentlichen gedenke. Rezensionen und sonstige Artikel schreibe ich ja schon längst nicht mehr. Um mich von dieser undankbaren und heute, wie Du sehr richtig bemerkst, für mich nicht mehr gültigen

Arbeit zu befreien, habe ich ja den »bürgerlichen Beruf« auf mich genommen. Ich bin eigentlich doch nur wenige Jahre das gewesen, was man einen »freien Schriftsteller« nennt. Und bereue trotzdem auch noch diese verlorenen Jahre.

Ich habe das Gefühl, daß es sehr schnell bergab geht. Und deshalb will ich versuchen, das Begonnene so bald wie möglich zu vollenden. Bleibt mir dann noch Zeit zur Betrachtung, gut!

Jedenfalls danke ich Dir herzlich für die guten Wünsche und ich selber wünsche mir, daß Du an einem bestimmten Tage zu der letzten Erkenntnis kommen wirst, er war trotz »Allem« doch ein Kerl.

Schließlich gehörst Du ja neben Else Lasker-Schüler zu den »drei Aufrechten«, die mich in die schreibende Welt eingeführt haben. Der dritte, Richard Dehmel, ist mir nur in Erinnerungen noch nahe.

Hand und Gruß
Dein
Paul Zech.

Buenos Aires

I

Wer in einer gemütsdunklen Stunde gezwungen ist, ganz klar und eindeutig über sein ferneres Schicksal nachzudenken, nachdem er endlich erkannt hatte, dass er die Luft seiner Umgebung nicht mehr einzuatmen vermag, der erinnert sich vielleicht, wenn er keinen anderen Ausweg mehr weiss, als sich gewaltsam abzuberechnen von diesem Leben, an irgendeine Verwandtschaft in der Welt. Und wenn dieses schon etwas verblasst gewesene Bild mit einem Male wieder ganz frisch erscheint und die Kontur einer hauchnahen Gewissheit hat, dann reicht die Kraft der Erinnerung auch noch ein kleines Stück weiter. Und man versucht das Lebendige hinter der Erscheinung zu enträtseln und den tieferen Sinn der verwandtschaftlichen Verbundenheit zu erfahren. Und schliesslich ist die Gewissheit da, dass man ihn, den in seiner Verzweiflung laut Rufenden, schon längst von selber angerufen habe. Aus einer Ferne, die bis zu dieser entscheidenden Stunde noch ganz unwirklich schien. Die aber jetzt, im endlichen Erkennen der wirklichen und überwindbaren Entfernung, auch das Meer schon viel heller und freundlicher bewegt erscheinen liess, das zwischen diesen vielen Punkten liegt. Und nun erfährt dieser Mann auch noch die materielle Möglichkeit zu solch einer weiten Reise und den ungefähren Begriff der fremden Stadt am Meer. Der Stadt, wo man Weizen, Mais und Häute, gefrorene Rinder und Schafe, für den Bedarf der ganzen Welt fast, verfrachtet.

Und dieser Mann bildet sich zuguterletzt auch noch ein, dass es nicht »irgendeine« Stadt sein kann; dass etwas ausgehen muss von ihr, Ungemeines, Unalltätliches, von einem krauthaft-würzigen, angenehmen Geruch umweht

und von der hitzigen Bewegung exotischer Dinge und bunter Abenteuer durchschauert. Eine Stadt, wo man, nach dem Ende gewisser Räume in seinem Leben, wieder von vorn anfangen muss, ohne selber auch gleich ein ungeschickter Anfänger zu sein. Weil die ganze Stadt, so, wie man sie sich in Gedanken aufbaut, und alles in ihr Wohnende und sie Bewegende, noch als ein Anfang erscheint. Als ein riesenhafter Kessel sozusagen, wo viele junge Energien einfließen, sich sammeln und zweckhaft gesichtet, geordnet und verwandelt werden. Wo man die zufällig Einreisenden, die noch nicht Verhiesigten, in keinem Falle mit dem bürokratisch-misstrauischen Augenaufschlag, oder mit einem verwunderten Erstaunen, fragt: »Woher? Wer bist Du?« Wo man aber ganz eindeutig zu wissen begehrt: »Wohin? Was kannst Du?« Wo man die natürlichen Kräfte, die hineinpassen in diesen Handel und Wandel, abwägt, prüft und wertet, und nur die Funktionen in den allgemeinen Dienst stellt, die sich leicht realisieren lassen. Während man das, zur letzten Ausstrahlung in den Retorten des Geistes, Hochgebildete herumreicht wie eine anstaunenswerte, aber auch ebenso rasch satt gesehene schöne Rarität. Eine Stadt, wo bestimmt Vieles, das wir in Europa längst hinter uns hatten, noch nicht dagewesen ist. Aber wo das Letzte und vielleicht Entscheidende, das Endgültige für dieses Jahrhundert, über kurz oder lang beschlossen werden kann. Und wenn man streng historisch vorgehn will: eine Stadt ohne mittelalterliche Tradition. Sichtbar nur diese hochgeschichtete Vergangenheit: dass man ein paar Tagereisen weit von hier schon am Urquell aller Nahrhaftigkeiten und alles Fliessenden und Wachsenden siedeln kann. Wo die Erde noch ungeheuer viel Raum hat für alle Überschüsse an Menschen und dem Werk ihrer schaffenden Hände. Und noch weiter gesehn und tiefer gedacht: eine Stadt in einem Land, das von dem einen gewaltigen Meer bis fast

zu dem noch grösseren, geheimnisvolleren und schicksalhafteren Wasser reicht. In diesem Land soll der gute Wind wehen, der leichte und heilsame, der viele Herzängste kleinsingen kann: in der undurchdringlichen Wildnis, auf den gebirgigen Hochflächen der Cordilleren, an den Ufern der eben erst ergründeten, still stehenden Binnengewässer, auf der grasbewegten Pampa, im ewigen Eis und Schnee des Südens und vor den Tempelruinen des untergegangenen Inka-Imperiums und der Maya-Zivilisation.

Die von den Menschen gemachte Geschichte zeigt nur Abschnitte aus der unendlich scheinenden Zeit dieses unendlichen Landes. Aber das Land ist urälter, als Menschen je zurückdenken können und zurückzurechnen vermögen. Dieses Land ist gradezu eine Fundgrube fossiler Ungeheuer. In den Funden auf dieser Erde berühren sich zwei gewaltige Kontinente nahtlos. Und wir denken, wir von Europa schwer Bedrückten, wir mit vielen Erfahrungen Belasteten: diese grosse Stadt am Meer wird sein das vervielfachte Echo dieses Undes, der Markt, zu dem alles hinströmt, hinrollt, hinfliegt und auf dem alles ökonomisch bewertet und weitergereicht wird, um in die Welt hinaus zu fahren. In eine Welt, die solchen Wind, solchen Wald, solche Weideflächen und die aus dieser nährenden Landschaft bezogenen Kräfte schon längst nicht mehr hat. Und deshalb zerfallen muss, in sich, unter den Krisenerscheinungen einer ratlosen Verwirrung.

So baute im Vorbetrachten die Stadt sich vor ihm auf, vor dem Mann, der nur einer war unter den Vielen seinesgleichen, als man ihm eines Tages nicht nur das Gefühl von Heimat und Vaterland nahm, vielmehr auch noch den Boden, der ihn nährte und die persönliche Freiheit in einer jeglichen Äusserung. Es gab daher für diesen Mann keinen anderen Entschluss mehr zu fassen, als den, zu wandern, wie es seine Vorfahren schon taten,

als sie um ihres protestantischen Glaubens willen von Haus und Hof verjagt wurden. Und der gute Wind, der ihn anrief und vorwärts trieb, wehte von Osten nach Westen, und das Schiff hielt im Steuer diese bestimmte und unabänderliche Richtung.

Und als er diese Stadt endlich betrat, da war sie in ihrer totalen Erscheinung keine andere als die, die er vorausgeahnt hatte. In ihren einzelnen Äusserungen aber eine fremde, eine völlig veränderte Stadt.

II

Dieses Oberflächen-Gesicht der Stadt, dieser Wohnort, als eine letzte Zwischen-Station vor dem endgültigen Ziel, vor dem Einswerden mit den grossen Wäldern und den breiten Strömen, das tut sich jetzt vor uns auf mit Strassen, oft zehn Kilometer lang, und Hausnummern, die in die 6000 gehn. Und diese Strassen tragen Namen, aus denen man die ganze Geschichte des Landes, die Vielfältigkeiten der Landschaften und die kulturellen Beziehungen zu den europäischen Ländern herauslesen kann, und es darf nicht als ein Kuriosum gewertet werden, dass es nur eine einzige Strasse gibt, die einen deutschen Namen trägt, nämlich den Alexander von Humboldts, während Victor Hugo bekannt ist und nicht Goethe, Byron und nicht Schiller. Manchmal ist solch ein Strassenname kaum zu entziffern, Pumacahua, Talcahuano, Yapeyu: indianische Namen, Worte, die in der lebendigen Sprache des Umgangs keine Bedeutung mehr haben, nur den denkmalhaften Sinn von etwas längst Gewesenem darstellen. Und wie überall auf dem süd-amerikanischen Erdteil die Strassen nur das Aushängeschild der betriebsamen Kräfte sind, unruhig pendelnd durch die Gradstriche der wirtschaftlichen Spannung und sozialen Schichtungen, auch der vibrierende Standanzeiger für das, was man gern scheinen möchte und in seinem wirklichen Wesen noch nicht geworden ist, oft

schon auf dem besten Wege dorthin, doch immer wieder abgetrennt durch den unverhofften Einbruch schlechter Konjunkturen und Geldentwertung, Revolutionen und Unruhen in der Provinz: so auch hier in dem Gehäuf von Einstockhäusern, maurisch-spanischer Bauart, sehr primitiv oft und halbzerfallen, neben Wolkenkratzern achtunddreissigstöckig, jahrelang brach daliegenden Bauplätzen und Ruinen einer abgerissenen Mietskaserne in der Flucht einer einzigen Strasse als die lebendige Bildung von der Erscheinung: arm und reich, proletarisch und hochkapitalistisch, sturkonservativ und abenteuerlich im Dreh gewagtester Spekulation. In dieses Sinnfällige des äusseren Gesichts der Strassen, in diesem Gewirbel aus morschem Ziegelstein, Stuck, Marmor, Bronze, Beton, Glas und Stahl, sind einbegriffen alle Bewegungsmittel des Verkehrs, von der klapprigen Pferdedroschke bis zum Stromlinienauto, von einer vorsintflutlich dahinkreisenden und rasselnden Strassenbahn bis zum luxuriösen Pullman der Untergrundbahn. Aber auch jede Maschine, die Licht macht oder das Wasser ewig fliesend, aber unfiltriert nicht trinkbar, durch die Leitungen presst. Auch die Überschwemmung der Strassen nach einem Regenfall. Auch das schneeweisse Denkmal des Kolumbus, umfächert von einem Meer von Palmen, dahinter die »Casa rosada«, das Amtsgebäude des Präsidenten des Landes, von Säulen getragen, von Garden in vormärzlicher Montur bewacht, und keine hundert Schritt weiter eine Baracke aus dem Blech aufgeschnittener Ölkannen und morschen Brettern angefertigt, der Wohnraum einer Familie von elf Köpfen. Das aus Marmor gequaderte Congressgebäude, frei nach Washington, mit einer Riesenfontäne davor, und hinten steht dieses repräsentative Gebäude noch im unverputzten Rohbau da, seit fünfzehn Jahren, einem schmierigen Lagerschuppen für Rinderhäute nicht unähnlich. Und schliesslich die prunkvolle Kirche, vom Grundstein bis zur Altar-

decke erbaut und eingerichtet von den gestifteten Millionen einer frommen, katholischen Frau, und vor dem Gitter, mitten auf dem vielbegangenen Trottoir, eine alte, verschorfte und aus Lumpen und Schmutz herausstarrende menschliche Gestalt, eine Frau, achtzigjährig, schlafend auf dem Bettelsack unter dem Kopf.

Und dazu der Geruch vom Meer, Geflüster im Wind und die gewaltigen Wassermassen halbrund am Horizont. Mit Schiffen, die einfahren und wieder hinausreisen. Mit dem Geknarr von Ankerketten und Laufkran. Mit einem Kai, schwarz im Gewimmel von Menschen. Leute, die warten: auf irgendwen, auf irgendwas. Stauer geschultert mit Lasten. Matrosen aus Japan, Shanghai und Sidney, Liverpool, Hamburg und Marseille. Gesichter aus Elfenbein, Olive und Ebenholz. Kolonisten mit Sack und Pack, Anreisser und Bauernfänger. Bauchläden voller Rauchzeug, Caramelos, Orangen und mit Fleisch gefüllte Maiskuchen. Ohrenbetäubendes Gebrüll der Zeitungsausschreier, Kinder: zerlumpt, verwahrlost, die schwarze Tellermütze keck auf dem Ohr und die Zigarette ewig zwischen den Zähnen. Heerscharen von Schuhputzern, Tramvias, Taxis, Colectivos und ein verlorenes Kind, das gleiche, das immer und überall weint. Ein grossartiger Augenbegriff, dieses Stück hier vom Hafen, die Strassen an ihm entlang, von winterlich heiterem Laubgrün gestreift, von einer lauen, von einer absolut staubfreien Luft gestreichelt.

Und dann diese andere Strasse, wo man nichts mehr verspürt von dem Wind, der wie das Meer schmeckt, salzig und voller Geruch von Tang, diese vornehme Flanierstrasse: »Florida« genannt, wo einem der Schädel qualmt von dem Vorübergedräng der Masken in tropischer Malung. Von diesem aufreizenden Gedreh in Seide, Pann und Nerz. Von diesen Augen, die aufgerissen starren und manchmal auch lachen, aber nicht locken. Von diesem Geflimmer, das glänzt, aber nicht brennt.

Von diesem hochgestöckelten Geflirr und Geklirr die Strasse hinauf und hinunter. In diesem angestauten Geschwärm, wo man kaum von der Stelle rückt. Wo man einfach festgeklemmt ist zwischen fünf Uhr und halb-sieben an einem jeglichen Nachmittag. Wie in einem Ameisenhaufen, in einer Wolke Odeur und Puder, in einem Dickicht von Leibern, wo es sich rührt und doch nicht einander berührt. Wo es fiebert von Erotik, und doch die kältesten Masken darüber gestülpt. Eine Strichstrasse, wie keine zweite mehr in der Welt. Aber nur zum Ansehen, zum Bewundern, zum Die-Wände-Hinaufklettern dieser Strich.

Und dazwischen brutzelt am Rösteisen, am Spiess, auf der Grillmaschine, in der Glut aus wohlriechendem Quebrachoholz, der Talg von Hammel und jungen Rindern, Gürteltieren und Schildkröten, Feldhühnern, Wildenten und kleinen, marzipanhaft zarten Schweinchen. Kälber in der eigenen Haut gebacken, Hummer und Muschel, Zuckerrohrschnaps und würzigster, öliger, schwarzer Kaffee. Dazu kratzen die Radiostationen, fünfzehn in dieser einen Stadt, mit einem Programm, das von Station zu Station über einen Leisten geschlagen ist: Gitarre, Tango und immer wieder Tango, Indianerballaden, aus Kehlen, die sich überschreien und nicht abreissen, in der gleichen Tonhöhe stundenlang hitzig funktionierend. Kultur-Kaviar fürs Volk, Musik für primitive Gemüter, für Menschen, denen ein unausstehlicher Lärm Herzensbedürfnis ist. Zwischendurch eine halbe Schallplatte, eine Ouverture, in der Mitte durchgerissen: um Raum zu schaffen für eine fünfmal so lange Reklame, angepriesen mit einem jesuitischen Eifer und Pathos, als handele es sich um die ewige Seligkeit und nicht um ein Abführmittel. Im Raum einer Stunde: fünfzehn Minuten Schallplatte oder eine vokale, grässliche Kopie der Boyer, Gitarrengeklimper und Ban-Joge-Jaul, und fünfundvierzig Minuten Abführmittel oder »Jeder

Herr seine eigene Bügelfalte«. Auf die Ansage der Reklame aber kommt es an. Für die knistert es in den Antennen. Die bringt die Pesos. Und die erst macht den Kohl fett und das Blut nicht schlecht. Was darüber ist, ist vom Übel.

Nicht einmal die sogenannte »Deutsche Stunde« macht hiervon eine Ausnahme, ja, man könnte beinah sagen: sie übertrumpft mit ihren Militärmärschen, Studentenliedern und Schlagermelodien die Stupidität der anderen Sendungen noch. Ihr Programm, halb offen, halb versteckt faschistisch, charakterisiert überhaupt die geistige Verfassung der Kolonie, dieses ungeheuere Heer von Agenten, Bankbeamten, Technikern und kaufmännischen Angestellten, in der Mehrzahl natürlich »gleichgeschaltet« und in der Äusserung brauner Rüpeleien so rührig wie kaum in einem anderen ausserdeutschen Lande. Die Opposition ist ziffernmässig viel schwächer, besitzt aber ein äusserst angriffslustiges und über die Vorgänge in Deutschland gut orientierendes Organ, das »Argentinische Tageblatt«. Die wenigen Emigranten, meist jüdische Rechtsanwälte und Ärzte, Lehrer und Parteisekretäre, treten kaum in Erscheinung, sie finden bei den staatlichen Organen keinerlei Unterstützung und sie werden auch nur registriert und eventuell wieder ausgewiesen, wenn die faschistischen Spitzel sie wegen »marxistischer Umtriebe« bei der politischen Polizei denunzieren. Es gibt hier zwar eine sozialistische Partei, die sich aber ausdrücklich als »nicht-marxistisch« bezeichnet. Die kommunistische Partei ist seit langem schon von Staats wegen verboten.

III

Im allgemeinen steht die Bevölkerung dieses Landes, (abgesehen von der jüdischen) den Geschehnissen in Deutschland sehr indifferent gegenüber. Es gibt eigentlich nur eine Zeitung, der Auflagenziffer nach zwar die

zweitgrösste, die »Critica«, die sich mit dem Nationalsozialismus und den Gewalten, die Deutschland beherrschen, auseinandersetzt, die die sogenannten »Greuelnachrichten« sensationell aufmacht und entsprechend bebildert und dann und wann auch mal einen Originalbeitrag von einem der in Paris lebenden deutschen Emigranten publiziert. Die übrigen Zeitungen beschränken sich auf die Nachrichten der Telegraphenbüros. Deutschland ist bei diesen lateinamerikanischen Leuten nie ein unbedingter politischer Begriff gewesen. Eher schon ein Objekt des Warenaustausches und der billigen und willigen Spezial-Arbeitskräfte. Paris liegt, und lag auch schon von jeher, den intellektuellen und kommerziellen Gesellschaftsschichten bedeutend näher. In Paris studierte man. In Paris vergnügte man sich und verjuxte die Renten aus den Erträgen der grossen Viehherden und Mais- und Weizenfelder. Nach Paris gingen die meisten, der jeweiligen Regierung nicht genehmen Politiker ins Exil. Die französische Sprache ist die zweite aller Gebildeten und obligatorisch an den Gymnasien. An der französischen Literatur schulte sich die hiesige, ohne indess jemals das Vorbild erreicht zu haben. Der französische Roman dominiert in den Buchhandlungen, der »Mercure de France« und »La Nouvelle Revue Française« sind die literarischen Zeitschriften, die man lesen muss, um in den Salons über Literatur reden zu können. Trotzdem gehören Proust, Valéry, Claudel, André Gide, Jean Giono, Romain Rolland, Malraux und Bloch auch hier zu den weniger bekannten Grössen (soweit die neuere Literatur in Frage kommt). Hingegen sind Paul Morand (der lange Zeit hier lebte), Jules Romain, André Maurois, Jean Giraudoux, Béraud und Kessel die Autoren, die man gelesen haben muss, von denen man schwärmt, die man eventuell auch übersetzt und deren Bücher stapelweise aufliegen. In diesem Stapel entdeckte ich nur einen einzigen deutschen Autor in Übersetzung:

Stefan Zweig, der hier als das grosse Licht der deutschen Dichtung gilt, von dem man auch ein Stück in dieser Hundstagshitze aufführen wird, das »Lamm des Armen«. Diese francophile Einstellung spiegelt sich auch wieder in der sonntäglichen Literaturbeilage von »La Nacion«, für hiesige Verhältnisse ausgezeichnet redigiert, man muss schon sagen: eine Ausnahme, leider in der Auswahl der Essais und der Kurzgeschichten, soweit es sich um Franzosen und Engländer handelt, nicht immer glücklich beraten. Von der äusserst sparsamen Verwendung deutscher Autoren ganz zu schweigen: das mag vielleicht an dem absoluten Mangel an kongenialen Übersetzern liegen, es gibt eigentlich nur einen einzigen Journalisten, der halbwegs anständig aus dem Deutschen ins Spanische übersetzen kann, einen Deutschschweizer. Im ganzen Jahr 1934 hatten nur Franz Werfel, Thomas Mann, Rilke, Stefan Zweig und ich die Ehre, mit je einer Arbeit in diesem für das literarisch anspruchsvolle Publikum massgebenden, Blatt vertreten zu sein. Wenn ich in diesem Zusammenhang den Namen des Grafen Keyserling nicht nannte, so geschah es lediglich aus Reinlichkeitsgründen. Als Feststellung aber ist zu bemerken, dass dieser »schwachsinnige Reaktionär und kleinbürgerliche Gedankenbürokrat«, wie ihn Malraux jüngst nannte, leider zu den Hauptmitarbeitern von »La Nacion« gehört, vielleicht sogar als der grosse Deutsche im Zuge von Lessing, Goethe und Nietzsche gilt, er hat hier eine Serie von Vorträgen in spanischer Sprache gehalten und wurde in den Salons herumgereicht wie der liebe Gott. Ich sagte, dass die literarische Beilage von »La Nacion« eine Ausnahme bildet. Revuen, wie sie einmal die »Neue Rundschau« oder die »Weissen Blätter« darstellten, hat es hier nie gegeben. Versuche auf diesem Wege erstickten schon im Keim aus Mangel an Lesern. Nicht einmal der »Querschnitt« wäre hier möglich, ja nicht einmal die »Jugend« oder eine Familienzeitschrift von der Art von

»Velhagen & Klasings Monatsheften«. Dabei werden zwanzig, dreissig »Revistas« von »El hobar« bis zu »La novella semanal« allwöchentlich auf den Markt geworfen. Bildermagazine mit einem greulichen Schund von Novellen und Kurzgeschichten, selten Originalartikel, in der Hauptsache kostenlose Nachdrucke aus den Pariser Boulevardblättern und nordamerikanischen Magazinen. Technisch miserabel illustriert, auf schlechtem Papier, billig, billig, nicht über 20 Cent (15 Pfennig) die 64 Seiten. Text ein Drittel, Anzeigen zwei Drittel; das Radio in Zeitschriftenform.

In diesem Zusammenhang die Viertel-Jahrschrift »Sur« zu nennen, kostet Überwindung. Schon die Art, wie diese bibliophile Zeitschrift aufgemacht ist, muss als ganz »unargentinisch« angesprochen werden. Sie erscheint leider auch fast unter Ausschluss der Öffentlichkeit, als das Privatvergnügen einer reichen Dame mit literarischen Ambitionen, die in Paris und Rom und London heimischer ist als in Buenos Aires. Gelesen wird diese Revue nur von einem kleinen Zirkel, von den wenigen Leuten dieser Stadt, die literarisch orientiert sind, von denen immer wieder auch die Versuche ausgehen, dem argentinischen Schrifttum ein höheres Niveau zu geben, die jüngeren Begabungen aufzumuntern und ihnen die Beispiele vorzuführen, an welchen sie sich bilden und schulen können. Diese Beispiele werden in den Blättern von »Sur« durchaus gegeben. Hier findet man wieder den Paul Morand neben Waldo Frank, den Grafen Keyserling neben Marcel Proust, Valéry und Pirandello, Ortega y Gasset und Camille Mauclair. Über das neue deutsche Theater aber liess sich diese Zeitschrift von Herrn Artur Kutscher in München ausführlich berichten, obwohl man bestimmt weiss, wer Alfred Kerr ist und wo man ihn finden kann.

Der aristokratische Zuschnitt dieser Zeitschrift lässt sich in einem übertragenen Sinn auch auf das »Colón« als

charakterisierendes Beispiel anwenden. Das »Colón« ist das grösste und vornehmste Opernhaus Südamerikas. Hier darf sich alles in grosser Aufmachung zeigen, was zur Gesellschaft gehört oder dazu gehören möchte. Hier kann man die weltberühmtesten und teuersten Akrobaten des Kehlkopfs hören, in Aufführungen, die szenisch noch nicht ganz die künstlerische Höhe haben, wie solche in den Opernhäusern von Wien, Warschau, Mailand, Berlin und Paris. Im »Colón« beherrscht der Star noch die Situation und nicht das Ensemble. Hier singt und spielt alles Vordergrund, hier dirigierten Arthur Nikisch, Weingartner und Toscanini, hier hat seit zwei Jahren Fritz Busch gleicherweise sein entusiasmirtes Publikum, wie die deutschen Sänger Kipnis und Emil Schipper, die Branzell und Editha Fleischer. Nur stellt die deutsche Kolonie nicht den Hauptteil der Besucher, was man immerhin annehmen könnte, aber die marschieren zum Bockbierfest und zur Sonnenwendfeier. Für den Italiener jedoch ist auch hier die Oper der Inbegriff von Musik und Theater, ja, von einem musischen Erlebnis überhaupt.

Leider gibt es keine Sprechbühne, die künstlerisch auch nur annähernd an das »Colón« heranreicht. Es gibt überhaupt keine ständigen Bühnen. Es gibt nur Hauptdarsteller und die von ihnen gebildeten »Companias«, die auch ihren Namen tragen. Der Besitzer solcher Starnamen haftet für das gesamte geschäftliche und künstlerische Risiko, denn er ist in den meisten Fällen der Pächter des Hauses, der geschäftliche Unternehmer, der Impresario, der Regisseur, der Dramaturg und der Reklamechef. Die Spielzeit solch einer Compania währt immer nur so lange, wie das eingeübte Stück Besucher anzieht, das kann vier Wochen dauern, manchmal auch drei Monate, nur in den wenigsten Fällen eine ganze Saison hindurch. Und nicht einer von den Durchschnittsschauspielern ist auf einem Konservatorium

oder gar in einer Art Reinhardtschule ausgebildet worden. Was ein Schauspieler dieser Art braucht, hat er sich selber vor dem Spiegel beigebracht. Er ist auch nicht zum Theater gegangen, um Cervantes oder Calderón zu spielen, sondern um Geld zu verdienen, d. h. fünf bis zehn Peso für täglich zwei Vorstellungen, Proben werden nicht bezahlt. Und dieser Schauspieler hat, wie ein genauer Kenner des hiesigen Theaters ihn einmal treffend charakterisierte, vor einem Monat noch Krawatten oder Makkaroni verkauft, und es ist sehr leicht möglich, dass er es im nächsten Monat wieder tun wird.

Von solchen »Companias« gibt es an die dreissig in Buenos Aires. Eine einzige nur kann man ausnehmen, die ein für deutsche Begriffe annehmbares Theater spielt, das ist die »Compania Rivera de Rossas«, benannt nach dem Schauspieler De Rossas, der so etwas darstellt wie eine künstlerische Persönlichkeit, ein Darsteller von Rang, italienisch geschult, ein Mann mit Ambitionen und Wagemut, trotz ewiger finanzieller Misserfolge.

Genau gesehen: es gibt hier keinen Dramatiker, kein Ensemble, keinen Regisseur, keinen Szeniker, keinen Fundus, keinen Beleuchtungstechniker, nicht einmal einen Maskenmacher, aber auch kein für solche Dinge absolut empfängliches Publikum.

Zuweilen spielen einige von den besseren dieser »Companias« französische, italienische oder nordamerikanische Stücke. Aber nur leichte, ganz leichte, allerleichteste Ware. Oder die ganz groben Reisser mit faustdicken Eindeutigkeiten und vielen Entkleidungen auf offener Bühne. Und gewiss spielen auch manche von diesen »Companias« ein modernes, literarisch einwandfreies Stück, aber dann nur in der Nachspielzeit, bei 36 Grad Celsius im Schatten, und wenn es hochkommt, acht- bis zehn Mal – so jüngst Bruckner-Taggers »Rassen«, übersetzt aus dem Französischen, eine lächerliche Karikatur des Stückes, eine Karikatur das ganze Theater. Und kein

Hahn würde danach gekräht haben, wenn die braune Gilde nicht ein paar Hundert Leute in das Theater kommandiert hätte, um gegen die »Verunglimpfung der deutschen Hoheitszeichen (lies: Horst-Wessel-Lied), gegen die Verächtlichmachung des Führers und gegen die Herabsetzung des deutschen Volkes« mit Krakel, Gestank und Handgemenge zu protestieren, was schliesslich auch zur vorübergehenden Schliessung des Theaters führte. Ob solche unverschämten Randalierungen, von der hiesigen Landesleitung der N.S.D.A.P. inspiriert, inszeniert und finanziert, sich dem Ansehen des Deutschtums als unbedingt förderlich erweisen, muss nach diesem »Sturm auf das Theater« und nach dieser »Saalschlacht« durchaus bezweifelt werden. Es war jedenfalls kein erfreuliches Zeugnis, das die hiesigen Zeitungen der neudeutschen Heldentat ausstellten. Und schon wieder einmal hat man eine Betrachtung, die ganz anderen Dingen galt als der Welt rund um das Hakenkreuz, mit der Feststellung zu beschliessen, dass man diesen schauervollen Klotz am Bein, selbst durch den Ozean getrennt, nahe am Urwald, unter einer tropisch sengenden Sonne, in einer Stadt, wo die letzten Ausläufer des Indianertums sich mit den weissen Rassen Europas mischen, nicht los werden kann.

1935

Lieb Vaterland

Es braust ein Ruf wie Donnerhall
und setzt ihn einfach Knall und Fall
kopfüber an die frische Luft,
den Frieden, diesen Schuft.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein
und wieder Blitz und Donner speien.

Der Meister tüncht die Blitze braun,
damit sie besser zwischen haun
mit Gasgranaten, Aeroplan
und was wir sonst noch alles han.
Lieb Vaterland, bald geht es los
auf Bolschewiken und Franzos.

Auch das perfide Albion
bekommt noch seinen Lohn,
weils Fleisch nicht und nicht Fisch will sein,
mit seinen ewigen Quengeleien.
Lieb Vaterland, nach Lug und Trug,
jetzt bist du endlich wieder klug.

Jetzt ist dein Ehr allwieder hergestellt
und jedes Maul ein grosser Held.
Die andern in Abrahams Schoss
sind alles Untermenschen bloss.
Lieb Vaterland, mit uns ist Gott,
das übrige soll gehen kapott.

Der Gott, der uns so knusprig braun
geschmort hat wie Kakao und Kapaun,
der will nun mal son bisschen Krieg
und führet uns zu Heil und Sieg,
bis du in aller kürzester Frist,
lieb Vaterland, ein Aschenhaufen bist.

1935

Vielleicht war schon zu schwer mein Blut

Ich könnte hier zu Hause sein
und bleibe doch nur Gringo bloß,
tauch immer tiefer in die Flut hinein
und komm vom Ufer nicht mehr los.

Vielleicht war schon zu schwer mein Blut
für diese meilenweite Einsamkeit.
Ich bin noch wach, wenn alles längst schon ruht,
die Nachtgedanken wuchern mit der Zeit.

Vom einst Gewesenen klingt mir das Ohr
mit dem uralten Kinderlaut.
Ich fühle hinter mir weit aufgetan ein Tor,
den schmalen Weg dorthin noch nicht verbaut.

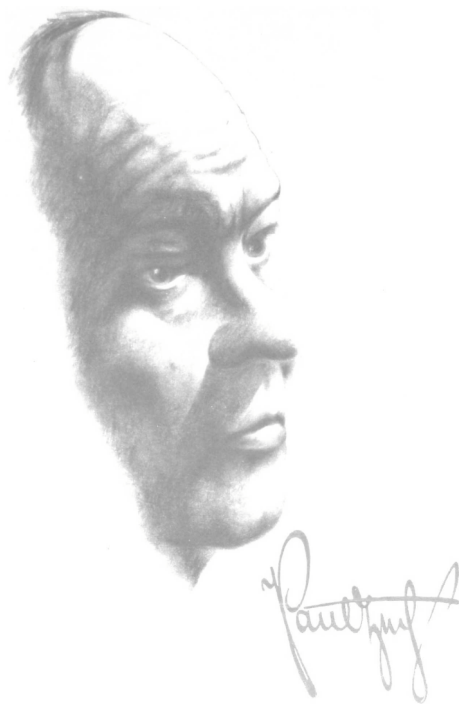
Ich sage laut: hier dieses Baumwollfeld,
aus Schwielen auferbaut und Schweiß,
ist mit mir eins, ist meine Welt...
Und gebe sie doch immer wieder preis
für dieses arme Wort, das im Vorübergehn
mir zuruft ein verwitterter Peon.
Ich bleibe mitten auf der Straße stehn,
bis in das Herz hinein betäubt von diesem Ton.

Es schmeckt nach Kiefern und verschilftem See,
nach Dörfern weihnachtsweiß verschneit...
Hier aber brennt es tropisch auf Oleander und Kaktee,
ich komm nicht los von diesem Widerstreit.

Es bohrt und wühlt in meinem Blut herum,
ich möcht nicht weicher scheinen, als ich bin.
Schon werden mir die Schultern krumm,
ich gab sie nicht für Traumgespinste hin.

Das Brot, das die Gewalt mir drüben nahm:
hier ist auch mir ein Tisch gedeckt,
wo niemand mich befragt, woher ich kam,
nur wie es mir gefällt und schmeckt.

1937



Toncueta-Indianer beim Fischfang

Opotó ist ein indianisches Dorf unweit der großen Ebene, wo der Juruá in den Amazonas mündet. Es liegt inmitten des dichtesten Urwaldes, und seine einzige Verkehrsstraße mit einem direkten Anschluß zum Fluß, also zur Außenwelt, bildet ein künstlich angelegter Wassergraben von einer Breite, daß zwanzig Kanoes ohne Gefahr nebeneinanderher fahren können. Vom Dorfplatz bis zur Hauptanlegestelle der Boote braucht man immerhin zwanzig Minuten Fußweg. Ein Beispiel dafür, welche Ausdehnung dieses Dorf mit seinen vierhundert Hütten – vielleicht sind es auch fünfhundert – einnimmt.

Dieser Paseo, der allerdings keinen prunkvollen Namen trägt (zum Unterschied von den Feldwegen der Weißen in dem etwa hundert Kilometer von hier entfernten Pueblo Santo Amaro), bildet sozusagen die Hauptschlagader in dem mächtigen Körper des Dorfes. Hier flanieren in der Feierstunde vor Sonnenuntergang die jugendlichen Dorfschönen und präsentieren sich den heiratslustigen Burschen. Hier werden die internen Tauschgeschäfte abgewickelt und über die Ergebnisse des künftigen Wettrennens der Boote die unterschiedlichsten Meinungen ausgetauscht. Erst mit Hilfe von Orakelsprüchen, die der Zauberer in Form von kleinen Figuren aus Fischbein und Steinbeeren verkauft, werden sie auf eine Formel gebracht, die jedermann als eine Offenbarung der Götter anerkennen muß. Danach wird also diejenige Sippe das Rennen gewinnen, deren Boote das am meisten gekaufte Amulett um den Hals der Ruderleute aufweisen. Und wenn ein Zwischenfall das vorausbestimmte Resultat umwerfen sollte, wenn eine andere Sippe wider Willen ihre Boote zuerst durchs Ziel bringt, dann kann die beleidigte Gottheit nur dadurch wieder versöhnt werden, daß die Bootsführer sich auf den Opferstein legen, die

Brust öffnen und das Herz herausreißen lassen. Manchmal sind es drei, vier Herzen zugleich, die der Zauberpriester (den man beileibe nicht Henker nennen darf) in seinen blutbesudelten Händen so lange zucken läßt, bis sie total erkaltet sind. Dann erst werden sie in eine Kalabasse getan und in die riesige Wurzelhöhle des Heiligen Baumes hineingeschoben. Ob es nun ausschließlich die beleidigte Gottheit ist, die sich diese Delikatessen schmecken läßt – das wagte nicht einmal jener »Lenguaraz«, der mir über die Gebräuche der Toncueta eine erschöpfende Auskunft gab, mit Sicherheit zu behaupten. Darf man also nun sagen, wenn auch mit einem gewissen Vorbehalt, daß dieser indianische Stamm dem Kannibalismus verhaftet ist und von Rechts wegen und unter allen Umständen etwas geschehen müsse, um die Leute (vor allem über die zivilisierte Menschheit) von dieser barbarischen Scheußlichkeit zu befreien? Die Regierung des Landes hat zunächst einmal andere Sorgen, als den Urwald-Indianern das Verspeisen von Menschenfleisch abzugewöhnen. Auch kann man, insofern es sich um die Toncueta und nicht um die sich gegenseitig zerfleischenden Europäer handelt, nicht gut von Menschenfressern im vulgären Sinne sprechen. Sie sind durchaus als Spiritualisten zu bewerten. Mögen ihre kultischen Riten und die Wesensform ihrer Götter von den Neu-Heiden auch als erzreaktionär angesehen werden, eins muß man ihnen wenigstens zugestehen: sie sind keine Augenverdreher, wenn sie vor den Fratzen der Götterbildnisse hocken. Sie umgeben sich mit keinem Schein. Sie stellen rundum das dar, was sie sind. Sie schmücken sich nicht mit Orchideen, sie machen einen Salat daraus. Und sie trinken Wein, nicht um sich zu besaufen, sondern um lange zu leben... mit dem von den Palm-Beeren eingefangenen Sonnenschein. Die treibenden und aktivsten Partner bei den öffentlich vorgenommenen Begattungsakten sind die Frauen... um die erforderliche Kinderzahl schnell hinter sich

zu haben und dem Fettwerden sich hingeben zu können. Die einzige berufliche Beschäftigung dieser noch nicht christianisierten Indios ist der Fischfang. Beide Flüsse, der Juruá und der Amazonas, bilden das Jagdrevier. Oft sind die Fischer Hunderte von Kilometern auf dem Wasser unterwegs, um eine bestimmte Sorte von Fischen einzufangen, die sie später in getrocknetem Zustand dem brasilianisch-englischen Handelshaus in Santo Amaro verkaufen. Das soll jedoch nicht heißen für Bargeld, sondern für eine Gegenleistung in Waren wie Salz, Baumwolle, Werkzeuge und Mais. Zeitgemäß also, wenn man sich dabei gewisser Vorgänge in Mitteleuropa erinnert. Als ich Gelegenheit hatte, dieses von jeder Zivilisation noch unberührte Dorf der »Voll-Wilden« zu besuchen, war gerade jene flauzeit, die von den Indios Cayituá genannt wird, was soviel wie »Fastenzeit« bedeutet. Kein Boot war unterwegs. Die Wasserstraße lag da wie ein von jedem Lebewesen gemiedener Salzsee. Die Fischer besserten unter Mithilfe des gesamten Familienanhangs die Netze aus, warteten auf die Drehung des Windes und bestimmte Vorgänge auf dem Fluß, hinter deren Sinnbedeutung ein Fremder wohl nicht so leicht kommen wird, selbst wenn es ihm möglich ist, sich monatelang bei den Toncueta aufzuhalten. Obwohl also Fastenzeit war, konnte man bei den Leuten nichts von einer Kargheit der Mahlzeiten bemerken. Im Gegenteil: es wurde gefressen und gesoffen wie zu keiner anderen Zeit des Jahres. Man erledigte jetzt einfach alles, was an Vorräten noch aufgestapelt lag, um wieder Raum zu schaffen für die voraussichtlich mächtige Ernte des neuen Fischfanges. Vor den rohgeflochtenen Hütten hockend, drehten Mann, Frau und Kinder aus den Fasern einer Lianenwurzel zwirndünne Schnüre. Und aus den Schnüren, wenn sie mit dem Saft einer gelben, mir unbekannt gebliebenen Beere präpariert und nun blank wie Messing-

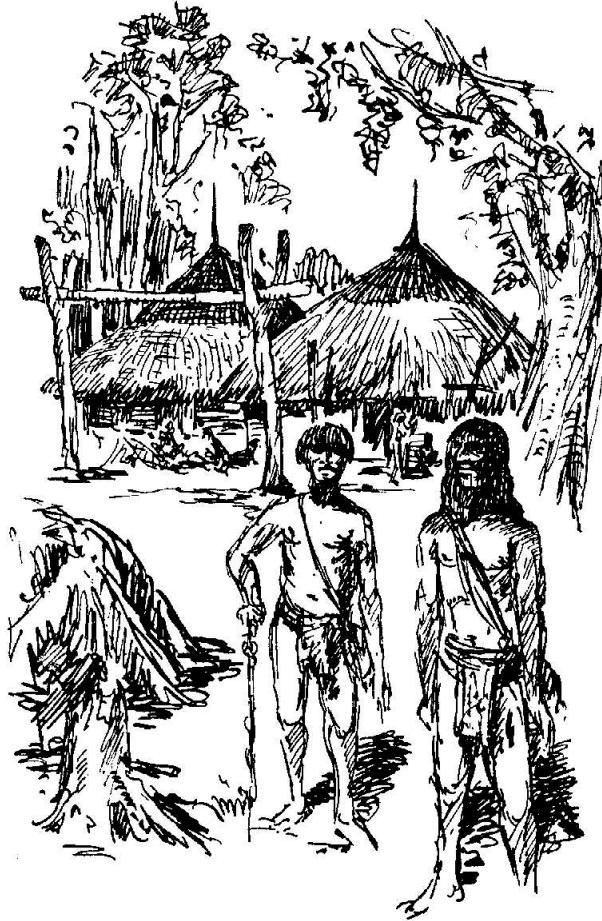
drähte geworden waren, flochten die Netzmeister jeder Familiengruppe das neue Handnetz, sofern das alte nicht mehr zu reparieren war.

Auf dem Dorfplatz unter vielhundertjährigen Mangroven wurde das große Zugnetz geknüpft, zu dessen Bewegung im Wasser meist zwanzig bis dreißig Kanoes notwendig sind. Es ist für die Fänge der Riesenfische im Amazonas bestimmt.

Das Knüpfen des großen Netzes wird von den Toncueta nicht etwa als eine Zwangsarbeit betrachtet, obwohl sich jeder nach seinen Kräften daran beteiligen muß laut einem ungeschriebenen Gesetz, man muß es vielmehr als eine Art sakraler Handlung ansehen, denn jeder Tag in diesen Wochen ist ein Fest.

Nach Sonnenuntergang versammeln sich die Netzflicker der »Minga« auf einer baumlosen Stelle der Barranca zum Tanz. Die Tänzer tragen groteske Masken, die meist aus einem Kürbis herausgeschnitten und mit roten, gelben und weißen Farben bemalt sind. Aus den dunklen, weißumrandeten Löchern funkeln die Augen heraus, in denen Begierde wie von Zentauren blitzt. Auch die nackten Körper der Träger dieser Tanzmasken weisen die gleiche Bemalung auf, der immer das eine Symbol zugrunde liegt, nämlich das der Fruchtbarkeit im Wasser: Fische in den sonderbarsten Formen, Krebse, Schlangen und Muscheln, Blätter von Wasserrosen und deren Blüten.

Die Nichttänzer haben für das Feuer zu sorgen, das aus hochgeschichteten Reisighaufen emporflammt und den Tanzplatz so erhellt, daß jede Bewegung der Tänzer von den im Kreis herumgelagerten Zuschauern beobachtet und entsprechend kritisiert werden kann.



Was ich in der begreiflichen »Premieren-Aufregung« nicht sofort begriff, war die Bedeutung jenes Pfahls, der in der Mitte des Tanzplatzes stand. Von dem Pfahl herunter hing eine mächtige, aus einem getrockneten Bleifisch und Baumharz hergestellte Fackel. Sie brannte allerdings noch nicht. Sie wurde erst in dem Augenblick von dem Zauberpriester entzündet, als man sich zum Fang des Mondfisches rüstete.

Mit dem Mondfisch hat es nun folgende Bewandnis: Damit keinem Fischer, der mit einem neugeknüpften Netz auszieht, ein Unfall begegnet, muß er, bevor er im großen Kollektiv am Fang teilnimmt, vom Mondfisch gegessen haben. Ihn zu fangen, ist den drei ersten Nächten nach den Opfertänzen vorbehalten, als Auftakt zur Jagdsaison sozusagen.

Der Mondfisch ist eine Art Scholle, silberhell beschuppt, mit großen, schönen Augen und einem mächtigen Segel als Schwanzflosse. Er lebt nahe den Sandbänken in der großen Südkurve des Amazonas. Dort hockt er zwischen den Schlingpflanzen und dem angetriebenen Schlamm herum, und es ist schwer, ihn zu erwischen, weil er geangelt werden muß und nicht mit dem Netz zu fangen ist. Mit seinen die Dunkelheit durchdringenden Augen sieht er, so sagt man, wie die Menschen die Haken werfen. Er sieht tief in ihre Herzen hinein und erfährt, daß sie ihn töten und dann essen wollen.

Bei Tage, im hellichten Sonnenschein gar, ist es ausgeschlossen, den Mondfisch zu fangen. Man kann ihm nur in stockdunkler Nacht beikommen. Bei dem Versuch, ihn zu fangen, darf auch kein Wort gesprochen, nicht einmal heftig geatmet werden, weil nach der Ansicht der Toncueta der Mondfisch auch ein ungemein feines Gehör besitzt.

Der Köder am Angelhaken muß ein weißer Schleimfisch sein. Und um den Schleimfisch zu fangen, benötigt man den schalenlosen Blutkrebs. Der Blutkrebs hinwiederum

klebt an den unteren Blättern einer bestimmten Wasserpflanze auf den Sandbänken. Wo der Blutkrebs in Massen auftritt, findet man auch den Schleimfisch. Und wo die Schleimfische sich in riesigen Scharen versammeln, bewegt sich der Mondfisch. Das einzusehen fiel mir gewiß nicht schwer. Weniger überzeugend wirkte auf mich die Erzählung, daß die Mondfische nichts anderes seien als die im Wasser ausgesetzte lästige Kinderschar des nächtlichen Mondes.

Wenn man den Mondfisch endlich gefangen hat – es können darüber oft acht bis zwölf erfolglose Fangnächte vergehen –, brät man ihn unter Aufsicht des Zauberpriesters, der während der ganzen Zeremonie seine Beschwörungen herunterleiert, auf dem Dorfplatz vor den Augen der Ältesten des Stammes. Und die Fischer kommen und essen – Sprüche dabei murmelnd – jeder einen Bissen von dem sakral zubereiteten Fischfleisch.

Wenn sie dieses Fleisch, das im Geschmack einem ranzigen Salzhering sehr ähnelt, im Leibe haben, sehen und hören sie besser als alle anderen Menschen. Und wenn ein Flußdelphin das Boot bedroht, wittern sie ihn schon von weitem und können sich retten.

Das erzählte mir mein farbiger Diener mit den einundzwanzig indianischen Dialekten. Und mit einer so stolzen Betonung jedes seiner Worte, als stünde ihm die Ernennung zum Obernetzmeister bevor, verriet er mir ferner, daß er sich in der nächsten Nacht am Fang des Mondfisches beteiligen werde. Das sei eine ganz besondere Auszeichnung für ihn, der doch ein Verachteter sei, bei den Toncuetas zumal, weil er bei einem weißen Mann bedientet sei und dafür auch noch Geld nehme. Als ich ihn fragte, ob eine Aussicht bestehe, daß auch unsereins sich an der Expedition beteiligen dürfe, antwortete er, nachdem er ein paarmal die Schultern gehoben und gesenkt und sich den Kopf gekratzt hatte:

»Ayayaya, Patron! Fremde Leute dürfen nicht mit. Das ist von der Gottheit verboten.«

»Wenn ich nun aber den Göttern etwas opfern und sie versöhnlich stimmen würde, ob sie dann nicht doch mit sich reden lassen?« fragte ich ihn.

Der Diener sah mich an und schob das Coca-Bündel von der linken nach der rechten Backe hinüber. Und nach einer ganzen Weile erst flüsterte er: »Kann sein, daß die Götter es erlauben. Man wird aber erst mit dem Cazi- quen sprechen müssen.«

Er sprach darauf in meinem Auftrage mit dem Cazi quen. Und das Oberhaupt des Dorfes erlaubte gnädig, daß ich den Göttern zwei Buschmesser, eine Axt und ein Dut- zend Eisenringe opferte.

Die Gottheit nahm das Opfer in Gnaden auf und gab die Erlaubnis, mit den Fischern mitzufahren, aber nur einmal. Der Opferung meiner »milden Gaben« und der Verkündung des Spruches habe ich allerdings nicht bei- wohnen dürfen.

Die Nacht, die der Zauberpriester für den Fang des Mondfisches vorgesehen hatte, war endlich erschienen. Vier fackeltragende Indios holten mich von meinem Bungalow ab und führten mich mit jenem schwebenden Schritt, der wie beim Tanz den Boden nur streift, zur Hütte des Cazi quen, wo ich zunächst mit einer Suppe aus getrockneten Palmbeeren und Papageienfleisch be- wirtet wurde. Die Abendtafel fand unter freiem Himmel statt. Siebenmal machte die mit einem ausgegorenen Chicha gefüllte Riesenamphore die Runde. Die Musik wurde von drei großen Baumtrommeln und einer Un- zahl von schrill klingenden Rohrflöten ausgeführt. Das rötlich-gelbe Licht der Fackeln tanzte gespenstisch auf den glänzend geölten Körpern der indianischen Leute.

Nach einem durchdringenden spitzen Ruf vom Wasser her (der Klang dieses Rufes war ähnlich dem einer Feile, die ein Stück Eisen bearbeitet, jedoch vielhundertmal

stärker und aufreizender) liefen wir zum Hafen, sprangen in die Kanoes und glitten durch die Schwärze der Nacht, die auf dem Wasser lag.

Ich einzelner »Staatsgast« befand mich in dem größeren Boot, zugleich mit dem Caziquen und vier seiner Leute. Zwei weitere Boote, mit je drei Mann besetzt, folgten dichtauf. Nach einer ziemlich schnellen Fahrt von drei Stunden wurden die mitgeführten Fackeln ausgelöscht. Wir befanden uns in der Nähe der Sandbänke. Man sah nicht die Hand vor den Augen. So ging es mir wenigstens. Die Indios jedoch besaßen das, was man mit Katzenaugen bezeichnet. Jedem Hindernis auf dem absolut schwarzen Wasser wichen sie geschickt und haarscharf aus. Man hörte kaum die Atemzüge der rudenden Leute. Lautlos hoben und senkten sich die Ruderblätter. Und hätte man nicht von den bewaldeten Ufern herüber das krächzende oder heulende Gelärm der Affen und des Rohrgeflügels gehört, dann wäre man sich vorgekommen wie in einem unterirdischen Kanal. Ob die Boote nun auf einer Sandbank festmachten oder sich von dem träge dahinströmenden Wasser treiben ließen, das konnte ich nicht feststellen. Vor mir hatte ich den breiten Rücken des Caziquen, und zu beiden Seiten lief die Wandung des Bootes so hoch, daß ich sie nicht einmal mit den Fingerspitzen erreichen konnte. Ich hockte nämlich am Boden des Fahrzeugs.

Mit einemmal bemerkte ich, daß sich die Schultern des Caziquen nach vorn bewegten und daß er von unten aus dem Boot etwas aufhob und nach vorn weitergab. Es war die Leine mit dem Angelhaken. Ob sie ins Wasser geworfen wurde, konnte ich jedoch nicht feststellen. Unbeweglich klumpten sich vor mir gleich Felszacken die Schulterknochen des Caziquen. Das Boot stand oder schaukelte; ich konnte es nicht genau unterscheiden. Und ich war mir auch über den Ablauf der Zeit nicht ganz im klaren.

Vom Ufer der Windseite her war jetzt der schwüle Duft des Urwaldes verspürbar, jener an den Nerven reißende fieberheiße Hauch eines langsam in Verwesung übergehenden Paradieses. Am Himmel, der wohl einzelne Sterne flimmern ließ, darunter den Sirius und den Orion – Zeichen, die den Indios heilig sind –, sonst aber die vielen »Kohlensäcke« zeigte und mondlos war, hatte sich eine Wolke verschoben. Ein schwacher Lichtstreifen flog über das weit vor mir liegende Wasser hin. Die Stille jedoch wandelte sich nicht. Sie sumnte mir ein melancholisches Lied in die Ohren und machte mich schläfrig. Dann hörte ich plötzlich Geräusche, immer von oben herunterstürzend wie jene meterlangen Pfeile, die die Carvao steil hoch abschießen und die den im Wasser »stehenden« Fisch treffen... ebensogut aber auch, wenn es dem Jäger notwendig erscheint, einen Menschen für immer am Boden festnageln. Die Wirkung des Chinin, zu dem ich wieder einmal hatte greifen müssen, flaute ab. Ich mußte eine neue Dosis schlucken, dabei hatte ich das schöne Gefühl, als krachten mir die Kinnladen auseinander. Gewiß keine neue und besonders aufregende Erscheinung, aber hier auf dem Wasser und in fremdster Umgebung nicht gerade angenehm.

Kurz vor dem wirklichen Einschlafen – die Gähnkrämpfe waren ja nur eine vorbereitende Angelegenheit – erschütterte plötzlich eine ruckartige Bewegung das Boot. Der breite Rücken des Caziquen war mit einemmal verschwunden, der Teufel mag wissen wohin. Ich sah nur noch den Kopf des Mannes auf der Spitze des Fahrzeuges, als hätte ihn dort jemand als Gallionsfigur festgenagelt. Schließlich entzündete man eine Fackel. Der blutrote Schein tanzte über das Wasser hin. In diesem Augenblick schnellte von irgendeiner Sandbank her, wahrscheinlich vom Nest aufgejagt, ein Raubvogel hoch, fegte über das Wasser und streifte das Boot so flach, daß die Luft mir um die Ohren sauste und ich in ein paar

grimmig funkelnde Augen hineinsah. Auch auf den beiden anderen Booten, die jetzt seitwärts von uns lagen, brannten Fackeln. Ein gespenstisches Licht, leuchtkäferhaft schwirrend durch die Massigkeit dieser abgrundtiefen Schwärze.

Unser Fahrzeug geriet schließlich in ein so heftiges Schlingern, daß ich nach rückwärts flog und etwas sehr unsanft auf den Rücken zu liegen kam.

Die Fangleine war ausgeworfen worden, und nun zog man den Mondfisch, der endlich angebissen hatte, langsam und vorsichtig ein. Der Fisch schien ruhig am Haken zu hängen, dem Schicksal ganz und gar ergeben. Als er aber die Luft erreichte, aus seinem eigentlichen Element herausgerissen, schlug er mit der Schwanzflosse so heftig und rabiat um sich, daß das große Kanoe bis in die letzten Fasern des Holzes hinein erzitterte. Mit gestrafften Muskeln und mit dem Bauch auf der Spitze des Fahrzeugs liegend, hielt der Cazique die Leine, jede Bewegung des Fisches beobachtend, um ein Abspringen vom Haken zu verhindern.

Inzwischen waren auch die zwei anderen Boote zur Stelle, warfen um den fast kreisrunden, hellsilbern blinkenden Fischleib sackartige Netze und hoben ihn in unser Boot. Sie banden ihn mit dem Kopf und der mächtigen Schwanzflosse an die Ruderbänke und grölten dazu einen schauerlich über das Wasser hin hallenden Choral. Diese Musik fröstelte mich eisig mit ihrer grausamen Monotonie an.

Jetzt führen die kleinen Boote mit hellodernden Fackeln vorauf. Den Rudertakt befeuerte zur Abwechslung ein kriegerischer Gesang, und mir wurde endlich erlaubt, die langentbehrte Zigarre in Brand zu setzen.

Unruhig zappelte der gefesselte Fisch. Die blutigen Kiemen klappten auf und nieder. Der Kopf lag dicht vor meinen Füßen. In den großen schönen Augen spiegelte sich der Schein der Fackeln. Sentimentale Gedanken flo-

gen mich an. Ich vertiefte mich in den sonderbaren Ausdruck der Augen und spielte mit ihm. Ich hätte laut sagen mögen:

Schöner Mondfisch, den ich bisher immer nur in der Winzigkeit eines Silbertalers in den Aquarien meiner Freunde oder anderer Fisch-Liebhaber gesehen habe..., was fühlst du nun in deinem Verlöschen? Ich möchte es wissen. Auch drängt es mich zu erfahren, warum du den Schleimfisch, deinen kleinen Bruder, vertilgen mußt. Um zu leben?

Weiter, mein Freund. Muß auch der Schleimfisch den Blutkrebs fressen, nur um sein Dasein aufzubauen? Warum muß der Krebs die schwimmenden Pflanzenwesen töten und die Pflanzen müssen das Sonnenlicht trinken und den Urschlamm verzehren – nur, um die vom Schöpfer aller Dinge ihnen bestimmte Form des Lebens auszufüllen und die Art fortzusetzen?

Und den Menschen gehört dieses alles: Urschlamm, Sonne, Pflanze, Krebs und Fisch?

Wenn diese Ordnung so vorbestimmt ist vom Herrn aller Dinge, dann frage ich zuletzt und dringend: Wem gehört nun der Mensch?

Bei der Ankunft unserer Boote im Hafen zuckte der Mondfisch kaum noch. Ohne Widerstand ließ er sich auf die zu einer Tragbahre hergerichteten Ruder binden und vor das Haus des Caziquen tragen. Hier unter dem auf Palmenschäften ruhenden Blätterdach wurde er, ohne daß ihn das Schlachtmesser berühren durfte, in die breiten und lappigen Blätter einer Sumpfpflanze gepackt, auf erhitzte Steine gelegt und mit heißen Steinen bedeckt. In dieser Art von Backofen schmort der noch minutenlang lebende Mondfisch drei Stunden, bis sich das Fleisch leicht von den Gräten lösen ließ. Inzwischen war es Tag geworden. Die große Baumtrommel wurde in Bewegung gesetzt, und von allen Seiten eilten die Fischer

herbei. Sie kamen, das Haar geschmückt mit blutroten Orchideen und den silberblau schillernden Flügeln eines kleinen Vogels, von dem ich nur den indianischen Namen »Cubúy Cuvó« kenne, um einen Bissen von dem heißen Fischbraten zu essen, damit der Zauber sie stärke und die Netze, die sie berühren, unzerreißbar mache und einem jeden, der nunmehr gesegnet war von den Sprüchen des Wassergottes (mitgeteilt durch den singenden Mund des Zauberpriesters), das Glück hold sei, wenn man zum großen Fang ausziehen wird, von dem das Wohl und Wehe des Dorfes für das nächste halbe Jahr abhängt.

vor 1940



Der Teufel Tuyá und das Mädchen Poti

Der Wald, in dem so Seltsames geschah wie die Begegnung der schönen Poti mit dem scheußlichen Tuyá, hat keinen Anfang und kein Ende, nur Tiefen und Weiten, Tag und Nacht, Dürre und Regen. Und als der häßliche Teufel Tuyá noch nicht ganz so grauenhaft häßlich war wie heute, vielleicht ein paar hundert Jahre jünger, da zog er aus, um ein Abenteuer zu jagen. Es kann aber auch sein, daß er nur seine schlechte Laune austoben wollte, weil ihm seine abscheuliche Häßlichkeit wieder einmal einen Streich gespielt hatte.

Er trieb sich unruhig an der Lagune herum, schlenderte den Bach entlang und warf mit Kieselsteinen nach den Papageien und Affen; mit einem gegabelten Zweig schlug er die schönsten Orchideen zu Boden und zertrat sie, verjagte die Schmetterlinge und Kolibris und entdeckte schließlich am Hang des Hügels eine Hütte. Er eilte auf sie zu und sah auf der Schwelle das Mädchen Poti sitzen. Sie war beinahe noch schöner als die Orchideen, die er in seinem Mißmut zerstört hatte. Er blickte Poti eine ganze Weile an, sie aber schaute von ihrer Handarbeit gar nicht auf.

Schließlich räusperte er sich, um sich bemerkbar zu machen, und bat Poti um einen Trunk Wasser. Als aber Poti jetzt den Kopf hob und die häßliche Mißgestalt vor sich sah, erschrak sie bis in den letzten Blutstropfen hinein.

Es verging eine geraume Zeit, ehe sie sich aufraffen konnte, Tuyá das gewünschte Wasser zu bringen. Tuyá wollte sich dankbar zeigen und erzählte ihr allerlei lustige Schnurren. Auch trällerte er ihr ein Liedchen vor, das sie noch nie gehört hatte. Und zum Schluß wurde er ganz ernst und traurig und klagte über sein Schicksal, über seine Mißgestalt, die ein Fluch sei. Und in Wirklichkeit

sei er gar kein Teufel, sondern ein verdammter Engel. Aber es gäbe eine Möglichkeit, ihn von dem Fluch zu erlösen. Wer aber würde sich dazu hergeben? Denn es müßte schon ein schönes Mädchen sein!

Die schöne Poti ließ ihn ruhig erzählen. Sie war mit ihrer Klöppelarbeit beschäftigt. Ob dieses häßliche Gespenst hier den Mund aufatet und greinte oder im Walde ein gewaltiges Rauschen war oder von den Wasserfällen des Iguazú der Donner herüberkam: ihr war es gleich! Schließlich vergaß sie sogar den Abscheu, den sie zuerst empfunden hatte, und sah manchmal auch zu Tuyá auf. Und zuletzt dachte sie: im Grunde kann er einem leid tun!

Und mit einem Male, nachdem Tuyá schon eine ganze Weile geschwiegen hatte, sagte er: »Poti, ich habe hier im Walde noch keine Blume gepflückt, die schöner gewesen wäre, als du mir jetzt erscheinst. Wie können die Menschen sagen, ein Reh sei zierlicher als du? Weil du aber schöner bist als alle Blumen zusammen und zierlicher als alle Rehe, liebe ich dich. Es könnte sein, daß, wenn du mir bloß einen Kuß gibst, ich endlich von meiner Mißgestalt erlöst und wieder ein Engel sein würde. Und dann könnten wir auch Mann und Frau werden.«

Als Poti nach dieser Liebeserklärung zu ihm aufsah, mußte sie sich schnell wieder abwenden. Angesichts der abgründigen Häßlichkeit seines Gesichts und seiner Gestalt lief es ihr kalt den Rücken hinunter. Und weil der Abscheu sie in der Kehle würgte, konnte sie auch nur ganz unverständliche Laute stammeln.

Tuyá hatte es schon im voraus gewußt, daß er sich bei Poti einen Korb holen würde. Aber wenn ihm das Mädchen auch nicht ganz zu Willen sein wollte, wenigstens einen Kuß mußte er unter allen Umständen von ihr haben. Um das schließlich zu erreichen, schlug er Poti einen Pakt vor. Er wolle ihr etwas geben, was für sie von

großem Nutzen sein würde. Sie brauchte nur ganz leicht seinen Mund mit ihren Lippen zu berühren.

Als Poti fragte, was er ihr denn eigentlich schenken wolle, da hatte er sie auch schon halb in der Hand. Und er sagte: »Liebe Poti, die Klöppelarbeit, mit der du dich hier abquälst, können viele Frauen genausogut machen wie du. Ich aber könnte dich lehren, so feine Spitzen zu klöppeln, wie sie nicht einmal die Spinne herzustellen vermag, geschweige denn die Hand eines Menschen. Ja, ich will weiter nichts dafür haben als einen kleinen Kuß. Was vergibst du dir damit? Außerdem sieht es hier niemand.« Weil Poti an und für sich schon eine der geschicktesten und fleißigsten Spitzenklöpplerinnen weit und breit war und dazu auch noch den Ehrgeiz hatte, von keiner anderen Frau in dieser Kunst übertroffen zu werden, biß sie in den sauren Apfel hinein und gab Tuyá den begehrten Kuß. Sie hatte nicht einmal die Augen dabei zugemacht. Die schöne Poti küßte den häßlichen Tuyá mitten auf den Mund.

Tuyá hätte sich nun aus dem Staube machen können – man sagt ihm solche Niederträchtigkeiten nach. Aber der Kuß der schönen Poti lag wie eine süße Betäubung auf seinen Gedanken. Da bückte er sich auf das Klöppelbrett herab und lehrte Poti solch feine und hauchzarte Spitzen anfertigen, wie sie noch von keiner Frau in diesem Lande angefertigt worden waren. Und Poti war eine sehr aufmerksame und gelehrige Schülerin. Aber es blieb wirklich nur bei diesem einen Kuß. Danach schlich Tuyá still davon und verkroch sich im Gebüsch einer Agave und blieb viele Tage und Nächte dort.

Poti wurde von allen Leuten ob ihrer Kunst bewundert. Aber niemandem verriet sie ein Wort davon, wie sie dazu gekommen war, solche Spitzen zu klöppeln. Sie verriet es auch Atok nicht, dem jungen Krieger, der sie später heiratete und von dem sie sieben Töchter bekam.



Und die sieben Töchter lernten von ihrer Mutter Poti das Klöppeln dieser spinnwebfeinen Spitzen. Und von den sieben Töchtern wieder deren Töchter, und immer so weiter bis auf den heutigen Tag.

Noch lange blieb es ein Geheimnis, daß es ein Kuß war, dem die Nandutys, diese wunderbaren paraguayschen Spitzen, ihre Entstehung verdanken. Einmal aber hatte der blinde Indio Turaúy einen Traum. In diesem Traum erfuhr er von Tuyá selber die ganze Geschichte, mußte aber bei dem Geiste seiner Mutter sich dazu verpflichten, nichts davon laut werden zu lassen, und dann schnitzte er sieben Jahre lang an einem Wurzelblock. Und Tuyá führte seine Hand und legte in diese Hand alles hinein, was er mit Poti erlebt hatte. Damit hörte das Geheimnis auf, noch weiter ein Geheimnis zu sein. Ein Kunstwerk wurde daraus und ein Märchen.

vor 1940

Wer ist eigentlich dieser Paul Zech?

Hat das geistige Deutschland seine Pflicht getan, als das Nazi-Verhängnis hereinbrach? Tut es sie heute? Meist hört man darauf mit einem runden »Nein!« antworten mit Berufung auf solche Beispiele wie Gerhart Hauptmann, Richard Strauss, Paul Alverdes usw. Gewiss hat es in allen Schichten ein furchtbares Versagen gegeben, aber so einfach, wie sich viele die Dinge vorstellen, sind sie doch nicht. Es hat viel mehr Aufrechte gegeben und gibt sie noch, als man ahnt. Aber da es keine Pressefreiheit gibt, kommen sie nicht zu Worte; und ausserhalb Deutschlands fehlt ja auch genug, um ein freies Wirken durch das gedruckte Wort möglich zu machen. Einen gewissen Einblick in die Not des geistigen Deutschlands hat jene erschütternde Rede von Ernst Wiechert gegeben, die

in Heft 6 der D[eutschen] B[lätter] erschienen ist. Heute handelt Paul Zech über die politischen Möglichkeiten deutscher Schriftsteller im allgemeinen, als einer von denen, die am eigenen Leibe hinreichende Erfahrungen gemacht haben.

Nach der Uraufführung des Dramas »Nur ein Judenweib«, in einem jiddischen Theater zu Buenos Aires, im Juni 1935, sassen der Verfasser des Stückes und ein gewisser Dr. K., in einem Café der Calle Carrientes an einem Tisch des vollbesetzten Lokals, ohne sich von Person zu kennen. An den Nebentischen wurde über die Aufführung lebhaft diskutiert, meist in Jiddisch, aber auch in Deutsch. Und so ergab sich schliesslich, dass Dr. K. an den Verfasser die Frage richtete, ob er ebenfalls ein deutscher Flüchtling sei und der Vorstellung im Theater beigewohnt habe. Der Verfasser konnte das mit gutem Gewissen bejahen und so entspann sich in der angeregtesten Form ein Gespräch über das Stück, die Aufführung und den Verfasser, den Dr. K. als einen Nichtjuden vermutete, was natürlich keinen besonderen Scharfsinn erfordert hatte. Es soll hier nun ein Auszug aus der Unterhaltung wiedergegeben werden, und zwar von dem Punkt ab, wo Dr. K. Näheres über den Verfasser wissen wollte, dessen Namen ihm bislang nicht begegnet war.

Dr. K.: Sie glauben also wirklich, dass dieser Rhenanus, zweifellos ein Pseudonym, in der deutschen Literatur kein unbeschriebenes Blatt ist? Ich bin nämlich in dieser Sparte der Künste kein zufälliger Liebhaber, vor allem auf dem Gebiet des Theaters kein Fremdling. Ich habe so ziemlich alle Werke von Georg Kaiser, Fritz von Unruh, Ernst Toller und Bert Brecht gesehen, meist in den Uraufführungen. Werken von Rhenanus bin ich allerdings nicht begegnet. In Berlin spielte man ja ein aufregendes, ein ausgezeichnetes Theater. Das hat selbst Alfred Kerr auch jetzt noch anerkannt. Berlin war die

erste Theater-Stadt der Welt. Ich will hier gewiss keine Parallelen ziehen. Aber Erinnerungen lassen sich nicht auslöschen.

Der Autor: In diesem uns so unvergesslichen Theater-Berlin war der Verfasser des Dramas, dessen Inhalt sie so bewegt hat, schliesslich ja auch zuhause. Hitler kam. Der Verfasser ging. Weshalb, das sagte ihnen mit nicht zu leugnender Deutlichkeit das Stück.

Dr. K.: Vielleicht. Die Piece ist aber erst in der Emigration entstanden; wenigstens stand es so im Programmheft zu lesen.

Der Autor: Sie wollen damit sagen, dass damit kein Beweis von Mut gegeben ist. Ein Schuss aus dem Hinterhalt sozusagen?

Dr. K.: In einem gewissen Sinne... ja! Denn als politisch und literarisch unbelasteter Mann und als Arier noch dazu wären dem Verfasser doch kaum Schwierigkeiten erwachsen, würde er geblieben sein.

Der Autor: Sie meinen: er hätte bleiben müssen? Warum?

Dr. K.: Ja... um zu beobachten, zu notieren, anzukämpfen gegen diese Plage der Menschheit. Und dann seine Erfahrungen der Öffentlichkeit mitteilen. Soviel ich weiss, sind ja auch einige Leute geblieben. Ich denke da an meinen Studienfreund und verehrten Kollegen, den Doktor Hans Carossa.

Der Autor: Hans Carossa ist natürlich geblieben. Ob er aber jemals in die Lage kommen wird, Wesentliches zu beobachten, zu notieren und der Weltöffentlichkeit mitzuteilen... das ist eine Frage, die wir von hier aus nicht beantworten können. Gesetzt aber den Fall, es gelänge ihm wirklich... was ist damit für uns gewonnen? Vor allem für die Bewegung, deren Aufgabe es ist, dem grauenhaften Spuk so schnell und gründlich wie nur möglich ein Ende zu bereiten. In dieser Bewegung leben wir doch und kämpfen. Carossa hat ein ausgezeichnetes Buch über die Schrecken des ersten Weltkrieges geschrieben. Ein

paar Jahre nachher. Glauben Sie, dass er damit einen endgültigen Beitrag für die Installierung des Ewigen Friedens geleistet hat? Barbusse revoltierte mitten im Krieg gegen den Krieg.

Dr. K.: Ich habe das »Feuer« damals gelesen, an der Front, und ich war erschüttert.

Der Autor: Und Sie haben darauf die Waffen niedergelegt?

Dr. K.: Ich war Offizier, Desertion hätte einen schimpflichen Tod nach sich gezogen.

Der Autor: Es gab immerhin Leute, die desertiert sind und einen sogar, der sich auf den Markt hinstellte und sich für die sofortige Einstellung des Krieges ereiferte.

Dr. K.: Ich weiss... dieser Mann hatte das Zeug dazu.

Der Autor: Und die Dichter, die gegangen sind, als Hitler kam, hätten die Courage auch haben sollen... zu Nachbetrachtungen aus den Zinksärgen heraus?

Dr. K.: Ich will nicht sagen, das ist Ansichtssache. Ich bin durchaus dafür, dass etwas getan wird, damit aus dem Synagogen-Sturm nicht ein Zustand von Dauer wird. In diesem Fall hat der Verfasser Rhenanus einen entsprechenden Beitrag geleistet. Und eine Reihe von namhafteren Schriftstellern ist auf dem gleichen Wege. Das will ich gern anerkennen. Aber das ist doch alles nur von aussen her, muss ich wiederholen. Was geschieht im Reich, dort, wo man sich Auge in Auge gegenübersteht? Was haben alle diese Herren Verfasser getan, als sie noch frei und offen reden durften, um den Ausbruch der Pest zu verhindern? Sie sahen doch, was sich entwickelte.

Der Autor: Es ist keine Frage, dass die Schriftsteller, an die sie appellieren, das getan haben, was sie kraft ihrer Mittel tun konnten, und zwar seit der verkorksten Erhebung von 1918 an ununterbrochen, einige sogar schon vorher. Ich erinnere an die aktivistische Bewegung, die um 1912 einsetzte, getragen von Kurt Hiller, Rubiner, Leo Matthias, Rudolf Nelson. Dass das deutsche Volk in

seiner grossen Mehrheit keine Notiz davon nahm, daran sind die genannten Schriftsteller gewiss nicht schuld. Aber dass einige von ihnen die ersten waren, die Stahlruten und Konzentrationslager zu verspüren bekamen, daran ist das genannte Publikum nicht ohne Schuld.

Dr. K.: Es war doch nur ein kleiner Kreis von Intellektuellen, bei denen diese Leute Anhang fanden. Die grosse Masse hatte damals andere Sorgen, als sich um unverständliche Literatur zu kümmern. Man kann da doch nicht von Schuld sprechen.

Der Autor: Was verstehn Sie unter unverständlich? Allein die Schriften der genannten Autoren?

Dr. K.: Ja, diesen ganzen Expressionismus. Die Garde der Nachkriegszeit war mir sympathischer.

Der Autor: Zu dieser Garde zählten Sie vorhin u. a. Fritz von Unruh; Ernst Toller, Bert Brecht, Georg Kaiser. Sie hätten aber auch noch Heinrich Mann, René Schickele, Leonhard Frank, Kurt Tucholsky hinzufügen müssen, die waren, wahrscheinlich erinnern Sie sich daran, gewissen Herrschaften auch zu aggressiv.

Dr. K.: Gewiss, die Leute schwiegen nicht. Sie empörten sich, das erkenne ich gern an. Aber es war doch nur Dichtung. Politische Dichtung, will ich mit einer Wertbetonung noch hinzusetzen. Wer aber mochte dergleichen noch lesen, nachdem die Zeit nach der Revolution sich stabilisiert hatte und uns nichts notwendiger fehlte als Ruhe und Ordnung im Land. Unruhige Länder kommen wirtschaftlich zurück. Wir indes hatten alle Ursache, vorwärts zu kommen.

Der Autor: Sie sind also der Meinung, dass die Politische Dichtung die Arbeitslosigkeit verursacht hat?

Dr. K.: Zu ihrer Beseitigung hat sie jedenfalls nichts beigetragen. Das ist eben der wunde Punkt. Die Arbeitslosigkeit war Wasser auf der Klappermühle der nazistischen Propaganda. Man hätte eine entsprechende Gegenpropaganda entfesseln sollen; die Herren Verfasser

der Politischen Dichtung gegen die Kollegen Goebbels und Johst. Nichts dergleichen ist aber geschehen. Wie diese Herren Verfasser es ja auch jetzt noch vermeiden, an Ort und Stelle, in Deutschland nämlich, auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Deshalb wiederhole ich meine Frage: Was geschieht im Kampf gegen den Nazismus in Deutschland? Nichts. Man lässt die Wölfe gewähren. Das ist unmenschlich, das ist pharisäisch. Kein Wunder, dass dem Nazismus der »blutrote Kamm der Totalität«, wie ich es jüngst in einem Artikel des A. T. las, immer noch heftiger schwillt. Das Ende wird der Krieg sein.

Der Autor: Der, nebenbei gesagt, seit Napoleons Erscheinen noch nicht aufgehört hat und wahrscheinlich erst beendet sein wird, wenn die Kolonie Europa zu den unwesentlichsten Aussenbesitzungen des künftigen Weltreiches gehört. Aber um zu Ihnen zurückzukehren: Was drinnen im Reich geschieht, als Aktion der Intellektuellen, davon sagen immerhin uns nicht unbekannt gebliebene Fälle aus. Der Pastor Niemöller zum Beispiel und der Romanschriftsteller Ernst Wiechert, ja sogar der rauhe Landsknecht Ernst Jünger haben nicht Ja und Amen sagen können zu dem, was geschah und immer noch geschieht. Von vielen anderen werden wir wahrscheinlich später noch erfahren. Heute muss ich darauf verzichten, die Namen zu nennen.

Dr. K.: Einzelaktionen. Das kommt überall und immer vor. Ich habe in der Zeitung davon gelesen. Ich will aber mehr. Ich will auch von den Herren Verfassern in der Emigration mehr als bloss Romane oder Theaterstücke. Meist sind es sogar Romane, die sich in die graue Vergangenheit geflüchtet haben.

Der Autor: Sie können Ausnahmen nicht als Regel ansehen.

Dr. K.: Liegt gar nicht in meiner Absicht. Ich wollte nur sagen, dass einige Ihrer Leute die Zeichen der Zeit noch immer nicht verstanden haben. Oder sie nicht verstehen

wollen. Mich interessieren heute eben andere Probleme als die Lebensläufe von Jesuiten, enthaupteten Königen und Staatsmännern längst abgeschlossener Epochen. Geschichte hat zweifellos ihre Meriten. Ich trenne aber die Welt als Geschichte und die Welt als Natur. Augenblicklich leben wir in der Natur.

Der Autor: In der Natur leben wir zweifellos und damit nicht ausserhalb der Geschehnisse. Einiges von diesen rauen Geschehnissen finden Sie übrigens in den »Moorsoldaten« aufgezeichnet, in den »Geschwistern Oppenheim«, ferner im »Hass« von Heinrich Mann, nur um Ihnen ein paar Beispiele zu nennen, die mir im Augenblick einfallen.

Dr. K.: Kenn ich alles, bin durchaus auf dem Laufenden, verehrter Herr! Deshalb aber brauch ich doch nicht vollkommen zufrieden sein und sagen: Ausgezeichnet! Ihr habt Eure Sache brav gemacht, meine Erwartungen weit übertroffen... No, Señor! So billig lasse ich mich nicht abspeisen. Und jetzt werden Sie mir sicher erwidern: aller Anfang ist schwer. Und das Leben in der Emigration ist kein Paradies.

Der Autor: Für die deutschen Schriftsteller, die gegangen sind, existiert dieses Paradies gewiss nicht. Oder glauben Sie, man reisst sich um alles, was sie schreiben? Verleger sind hier draussen keine Mäzene, sondern Geschäftsleute, Absatz ist Nachfrage. Vielleicht verrate ich Ihnen gar kein Geheimnis, wenn ich behaupte, dass achtzig Prozent von allem in der Emigration Geschriebenen... Produktion auf Vorrat ist.

Dr. K.: Sie scheinen besser orientiert zu sein. Deshalb werden Sie wahrscheinlich auch mehr von dem Verfasser wissen, von dem wir ausgingen in unserem Gespräch. Ich bin interessiert. Und das ist in gewissem Sinne Mitarbeit.

Der Autor: Dass Sie sich nicht in ein Frigidaire begeben haben oder Ihre Geschäfte fortsetzen und sich darin nicht stören lassen wollen, nach den Erfahrungen drüben

nun erst recht nicht, will ich gern anerkennen. Und auch Sie als Ausnahme bezeichnen, wie Sie die Verfasser, die Sie gelten lassen. Also, um auf den Verfasser des von uns erlebten Theaterstücks zurückzukommen, von dessen Tun und Lassen Sie bei mir Kenntnisse vermuten, ja: ich glaube, dass ich manches von ihm weiss.

Dr. K.: Na also. Von welcher Ecke kommt er eigentlich? Wurzel und Umgebung sind bei einem Schriftsteller nie unwichtig. Sie brauchen ja nur an Hebbel zu denken.

Der Autor: Über dieses Problem habe ich noch nicht viel nachgedacht. Das wollen wir auch ruhig dem Erfinder von »Blut und Boden« überlassen. Der Verfasser des »Nur ein Judenweib« stammt aus dem Wuppertal, aus jener Ecke also, aus der Jung-Stilling und Friedrich Engels in die Welt hineingerückt sind. Aber auch der Pastor Niemöller, die Else Lasker-Schüler und jener Ernst Bertram, der die nordische Orientierung in der deutschen Literatur im Sinne des Herrn Rosenberg eingeführt hat und von Stefan George herkam. Schliesslich sind da auch die Herren Rudolf Herzog und Walter Bloem zu nennen. Eine bunte Reihe, wie Sie sehen. Jede Landschaft hat eben Nähr- und Unkraut.

Dr. K.: Nicht uninteressant, diese Ecke. Ich stamme nämlich direkt aus dem Kohlenpott, aus Herne, dort, wo das Industrie-Proletariat dominiert. Ein schlechter Einfall von meinem seligen Herrn Vater, mich ausgerechnet dort in die Welt zu setzen.

Der Autor: Dieser Rhenanus hatte auch einmal den Einfall gehabt, als Amateur-Proletarier in die Kohlengruben von Herne, Charleroi und Mons zu gehn, um dort, wie Sie vorhin sich ausdrückten, zu beobachten und zu notieren. Auf Grund dieser Erfahrungen und Erlebnisse schrieb er die Bücher: »Der Schwarze Baal« und »Das Schwarze Revier«. Das war so um 1910.

Dr. K.: Daran kann ich mich leider nicht mehr erinnern. Ausserdem lag es vor meiner, der Literatur zugewendeten Zeit. Was liegt sonst noch von dem Verfasser vor?

Der Autor: Im Weltkrieg an der Front schrieb er die Bücher »Golgatha« und das »Grab der Welt«. Und erhielt dafür 1918 durch Heinrich Mann den Kleist-Preis.

Dr. K.: Ach ja... den hat es in Deutschland einmal gegeben. Herr Hanns Johst, der ihn nicht bekam, nannte ihn den »Judas-Preis«, weil die Stifter dem Hause Mosse nahestanden. Haben ihn übrigens der Brecht und die Anna Seghers nicht auch erhalten? Daran kann ich mich nämlich noch erinnern. Seltsame Sache mit diesem Rhenanus, dass er mir so vollkommen aus dem Gedächtnis geschwunden ist.

Der Autor: Es gibt, glaube ich, keine deutsche Anthologie, in der er mit entsprechenden Gedichten nicht vertreten wäre.

Dr. K.: Wissen Sie... Verse waren nie mein ausgesprochener Gusto. Dafür war meine Tochter zuständig. Werde mich mal bei ihr orientieren. Aber Sie sagten vorhin, dass »Nur ein Judenweib« nicht das erste Bühnenwerk des Verfassers sei.

Der Autor: Gewiss nicht das erste. Die »Berliner Volksbühne« führte zum Beispiel 1920 des Verfassers »Verbrüderung« auf.

Dr. K.: Ein sogenanntes Zeit-Stück wahrscheinlich... Ja, wissen Sie, Alfred Kerr mochte diese Spezies auch nicht. Immer Unruhe... das wetzt sich ab mit der Zeit.

Der Autor: Nicht ganz, lieber Herr Doktor; was sich abwetzt, ist die politische Stetigkeit des Publikums.

Dr. K.: Bleiben Sie auf der Erde, Herr! Der Mensch kann doch nicht dauernd von Mettwurst und Rotkohl leben! Ich meine: Aufruhr ist keine Sache für die Ewigkeit.

Der Autor: Es gibt eben Dichter, die sind ewig im Aufruhr gegen sich, gegen die Zeit und gegen das Publikum. Natürlich auch heute noch.

Dr. K.: Zu diesen ewigen Aufrührern, ich würde natürlich sagen: zu diesen sonderbaren Querköpfen, die durch ihre Schrullen das Publikum abstossen, zählen Sie auch diesen Herrn Rhenanus? Worin bestehen nun die weiteren Aktionen des Ewigen Aufruhrs?

Der Autor: Eine Art Aufruhr gegen das Ihnen damals nicht genehme, heute aber von Ihnen wieder geforderte Zeitstück war das Schauspiel: »Das trunkene Schiff«, das ebenfalls die »Berliner Volksbühne«, und zwar 1926, herausbrachte. In der Inszenierung von Erwin Piscator und mit den Bühnenbildern von George Gross.

Dr. K.: Ach, diese Geschichte Rimbaud-Verlaine? Natürlich, ich erinnere mich; ein tolles Experiment. Mit Film und Musik. Negeraufstand in Afrika. Sturm auf dem Ocean. Hiess der Verfasser dieser sonderbaren dramatischen Revue aber nicht anders? Ich meine: soll mein Gedächtnis durch den Knall mit Hitler so gelitten haben?

Der Autor: In dieser raschlebigen Zeit vergisst man manches. In der Berliner »Welt am Montag«, als Verfasser von politischen Zeitgedichten war der Dichter des »Trunkenen Schiffs« kein Unbekannter. »Nur ein Judenweib« und »Das Trunkene Schiff«, wie später auch das von Jessner aufgeführte Drama »Erde«, stammen von dem gleichen Verfasser. Ebenso die beiden deutschen Gesamtausgaben der Werke von Jean-Arthur Rimbaud und François Villon.

Dr. K.: Was Sie nicht sagen? Natürlich... Villon! Aber sagen Sie mal: war die Sprache in diesem Villon nicht ein bisschen zu deftig? Ich musste meiner Tochter das Buch wegnehmen.

Der Autor: Um 1460, als dieser Ewige Aufrührer Villon rebellierte, war man eben nicht gewohnt, gewisse

Realitäten des allermenschlichsten Lebens mit einem Feigenblatt aus Barchent oder Kunstseide zu dekorieren. Von dieser Art verschämter Aussen-Dekoration, bei höchst wurmstichiger Moralität im Innern, macht der von Ihnen noch immer nicht erkannte Verfasser auch in seinen eigenen Schriften keinen Gebrauch. Daher seine Unbeliebtheit bei den Abstinenzlern und Lizentiaten der älteren männlichen und weiblichen Jugend. Ausserdem trinkt er Rum nicht im Tee, sondern pur.

Dr. K.: Wie? Romane hat der Mann auch geschrieben? Wusste ich nicht.

Der Autor: Vielleicht finden Sie einmal die Zeit, den Brockhaus aufzuschlagen oder die grosse Literaturgeschichte von Soergel. Dort werden Sie manches finden, was aufzuzählen hier zu weit führen würde.

Dr. K.: Ich sagte Ihnen doch sofort, dass dieser Mann kein Anfänger ist. Übrigens flüsterte man im Theater, dass er sich hier in Buenos Aires aufhalte. Wissen Sie davon?

Der Autor: Wenn er nicht wieder im Urwald steckt, um Schmetterlinge zu fangen und Orchideen zu sammeln, wird er wohl hier sein.

Dr. K.: Womöglich hier ganz in der Nähe... ich meine: wegen der Premiere?

Der Autor: Ganz in der Nähe. An Ihrem Tisch, Herr Doktor. (Er erhebt sich und stellt sich förmlich vor.) Rhenanus Paul Zech.

Dr. K.: Das habe ich doch gewusst, dass Sie das sind?!

Ein Jahr fünf nach dieser Unterhaltung an einem historischen Eckfenster hatte der hier als Autor auftretende Schriftsteller das Vergnügen, einen Vortrag über in Deutschland verbrannte und verfehnte Bücher zu halten. [...] Dass den Vortragenden das verehrte Publikum so gründlich missverstand und dementsprechend applaudierte, noch ehe er sich am Pult zurechtgeräkelt hatte... wird Mister Churchill ihn gewiss nicht entgelten lassen.

Immerhin ergab sich nach diesen unverdienten Vorschusslorbeeren eine ziemlich geteilte Meinung darüber, ob es an diesem Ort und bei dieser Gelegenheit angebracht war, auch einigen deutschen Dichtern, die drüben geblieben waren, manche schon Asche geworden, das ihnen rechtens zustehende gute Haar zu lassen.

Die geteilteste Meinung aber, ob man sich noch immer oder nie mehr wieder der Muttersprache bedienen dürfe, vertrat, was nicht schwer zu erraten ist, Herr Doktor K. Er liess nicht locker, auch diesmal das Boliche ausfindig zu machen, wohin der Verfasser nach getaner Arbeit sich gerettet hatte.

Dr. K.: Ich glaubte Sie bei X. in grosser Gesellschaft, und nun drücken Sie sich hier, in diesem obskuren Saftladen, herum?

Der Autor: Man kratzt sich halt dort, wo es einen beisst.

Dr. K.: Und Sie sind heute nicht minder bissig gewesen. War etwas zu viel Unruhe im Saal, nicht wahr? Ja, Sie halten diesen Deutschen immer noch die Stange, das verstimmt heute.

Der Autor: Wenn Sie sich noch erinnern können, Herr Doktor: Ich referierte über Thomas Manns »Lotte in Weimar«, über Stefan Zweigs »Erasmus«, ich sprach über Bert Brechts »Dreigroschen-Roman«, über Ernst Tollers »Eine Jugend in Deutschland«, ich verlas die 1935 vor Münchner Studenten gehaltene Rede Ernst Wiecherts, ich rezitierte ein Gedicht von Rainer Maria Rilke und eins von Hans Carossa, und schliesslich las ich auch ein kurzes Kapitel aus meinem zwar preisgekrönten, aber noch nicht erschienenen Roman: »Deutschland, Dein Tänzer ist der Tod!«. Einsichten, Ansichten, Absichten... Dinge also, die uns so ziemlich angehen. Und für deren Weitertreiben jeder von uns sein Scherflein beizutragen hat. Auch Sie, Herr Doktor, indem Sie, durch Kauf und Lesen unserer Bücher und Zeitschriften, uns ein wenig

unter die sogenannten Arme Josuas greifen, damit die Sonne nicht untergeht. Und das verstimmte?

Dr. K.: No, das mag schon in Ordnung sein. Aber dass Sie dem Problem: dass man sich jetzt mehr an die hiesigen Dinge zu halten hat, aus dem Wege gingen, respektive es in der Schwebe hielten... das war kein amor fati, sondern ein lapsus.

Der Autor: Wir leben jetzt, ich meine die meisten der ausgewanderten deutschen Schriftsteller, noch nicht ein Jahrzehnt in der von Ihnen so gesehenen Schwebe. Die Emigration Heinrich Heines dauerte erheblich länger. Können Sie mir eine Stelle in den Werken Heines nachweisen, worin gesagt wird, dass man die Deutschen endgültig aufzugeben habe, weil sie jeglicher Besserung unfähig seien?

Dr. K.: Ich weiss nur, das Heine den Deutschen ganz gehörig die Wahrheit gesagt hat. Und daraus ist zu schliessen, dass er deutschen Boden nie wieder betreten hätte, selbst wenn er körperlich dazu in der Lage gewesen wäre.

Der Autor: Sie erkennen immerhin an, dass Heinrich Heine den Deutschen in deutscher Sprache die Wahrheit gesagt hat. Von uns aber verlangen Sie, dass wir schweigen sollen und uns mehr an die hiesigen Dinge halten?

Dr. K.: Schweigen? Davon kann keine Rede sein, Herr! Schliesslich sind Sie doch dazu da, das Maul aufzureissen. Geschäft ist Geschäft und gelernt ist gelernt.

Der Autor: Woher aber sollen die Zuhörer kommen, wenn Sie und die Ihresgleichen sich fortan und ausschliesslich den hiesigen Dingen zuwenden?

Dr. K.: Gott ja, zwischendurch wird man auch einen Blick in die Bücher und Zeitschriften tun, die Ihre Leute auf den Markt bringen. Dafür wollen wir aber auch mehr Forsche und Totalität im Kampf gegen die Deutschen sehen. Und keine Plädoyers für die Erhaltung der

deutschen Grenzen, der Schulen und der Unkultur dieser Barbaren. Ratzekahl muss das ausradiert werden, von oben bis unten.

Der Autor: Jede Zwangsmassnahme, von blindem Hass diktiert, hat zwei Seiten. Ich will Ihnen jetzt nicht mit den entsprechenden Daten aus der Geschichte aller Völker kommen. Mich interessiert zunächst, von Ihnen zu hören: wie Sie sich eine noch entschiedenere Stellungnahme der emigrierten deutschen Schriftsteller vorstellen? Meine Leute, wie Sie uns eben apostrophierten, haben bislang getan, was sie ihrer Lage nach tun konnten. Das musste selbst derjenige grimmig zugeben, dem unser Kampf gilt und der uns dementsprechend in die äusserste Finsternis hinunterwünscht.

Dr. K.: Immerhin finden sich unter Ihren Leuten noch Kreaturen, die für Milde sind, weil, wie sie meinen, nicht alle Deutschen über den gleichen braunen Kamm zu scheren sind. Ich aber sage Ihnen: die Kette und der Stock sind die einzigen Mittel, rabiate Burschen wieder klein und hässlich zu machen. Ich kenne doch meine Pappenheimer aus der Kasernenluft in Preussen.

Der Autor: Das haben Sie vorhin schon gesagt, lieber Doktor. Durch Wiederholungen macht man Argumente nicht schärfer. Wir glauben vielmehr, immer noch ein wenig von Kant infiziert: an die Vernunft. Die heute so oft genannten »Drei Gerechten« wieder zur reinen Vernunft zurückzubringen, das sollte man immerhin versuchen, vorausgesetzt natürlich, dass der Terror, unter dem sie leben, gebrochen ist.

Dr. K.: Also plädieren Sie für die Aufhebung der Todesstrafe? Mir wäre selbst die Kugel, diesen Burschen ins Genick hinein, eine unangebrachte Barmherzigkeit.

Der Autor: Wir plädieren für die Installierung eines internationalen Gerichtshofes, der notorische Volksfeinde dorthin befördert, wo sie das Tageslicht nicht mehr ahnen, geschweige sehn.

Dr. K.: Diese Gerichtshöfe kennt man. Hat man sie nach 1918 nicht auch einsetzen wollen? Der Kaiser ging und die rauen Landsknechte kamen. Hindenburg wurde auf den Thron gehoben und Liebknecht gekillt.

Der Autor: Sie verbeissen sich in Dinge, die zu installieren und funktionieren zu lassen, nicht in unserer Macht liegt. Wir können nur aufzeigen, was ist; und in Vorschlägen uns darüber auslassen, was geschehen müsste, um die aus den Fugen geratene Welt wieder in die Gleichgewichtslage zurückzubringen und neue Störungen ein für alle Mal zu unterbinden. In dieser Form haben die geistigen Führer jeder Emigration gewirkt. Denken Sie an Victor Hugo, an Karl Marx, an Georg Büchner, an Heinrich Heine. Und denken Sie ferner daran, dass man deren Schriften mit Fleiss gelesen hat und damit zu Wirkungen in die Breite verholffen. Verhelffen Sie uns zu dem gleichen Erfolg, dann wird die künftige Welt und nicht zuletzt das künftige Deutschland auch das Aussehen erhalten, das Sie sich und wir alle uns wünschen, auch die »Drei Gerechten«, die drüben sind und die sicher noch ein Wort mitsprechen werden... wenn die Eiterbeule zerplatzt.

1943

Heimkehr

Sind wir zu alt schon und entwöhnt der Hände,
das Holz herbei zu tragen und den Mauerstein,
auf dass sich eines neuen Hauses Wände
erheben und darin ein neues Menschen-Sein?

Sind wir so schuldig, dass die Räume unserer Ahnen
zur Mördergrube wurden vor der Welt
und wir, als jenes Landes einstige Untertanen,
gleich einem Schuldigen am Schandpfahl aufgestellt,

nicht wert sind, dass die Sonne uns bescheint
und nicht erlaubt ist, daran teilzunehmen:
dass wieder Menschen werden aus Verlorenen Söhnen?

Es ziemt uns nicht, zu fordern und zu stöhnen,
doch in den Nächten, heimwehkrank, verweint,
sind es nicht wesenlose Schemen,

die uns bedrängen, dorthin heimzukehren,
wo eines Narren Hand für eine Weile unterbrach,
was immer wert uns schien, zu ehren, zu vermehren
und Angst, dass wir's verlören, in die Schläfen stach,

wie eine Dornenkrone, all die Jahre
der Muttersprache im Exil...
Sieh, Heimgebliebener, unsere grauen Haare,
sieh, auf der Stirn die Falten sind kein Spiel.

Was an Gedanken uns seitdem bewegt,
sind nicht seit gestern erst die gleichen,
die heute dich bewegen und erst weichen,

wenn alle wir von aller Schuld gereinigt
und jene Hand sich fest in unsere legt,
die Freund und Feind versöhnt und endlich einigt.

1946

117

Nachdichtungen

François Villon (1431-1463)



Die Ballade von einem netten kleinen Barbier

Er war, wie ich, sagt man, ein Bösewicht.
Ich aber sage euch, das gibt es nicht,
daß noch ein andrer so berühmt sein kann
wie ich. Ihr tut ihm unrecht, dem Barbier.
Er war in jedem Fall ein Edelmann
und gab statt drei Dukaten lieber vier,
wenn er an einem Mädchen seine Freude fand,
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

In seiner Jugend hatte er nur das,
was er beim Baden sah im Spiegelglas.
Im Sommer war der Wald sein Nachtgemahl,
der nährte ihn mit Wurzelwerk und Tau.
Und auch im Winter war es ihm egal,
ob er im Fuchslotz oder Ziegelbau
für seinen Kopf ein warmes Lager fand,
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

An einem breiten Fluß sah er ein Schiff
gestrandet wie auf einem Felsenriff.
Er hat es flottgemacht und wollte gleich
ins weite Meer hinaus und fand sie nie,
die grüne Insel auf dem großen Teich,
nur Wind, der wild nach seinem Leben schrie,
weil er den Kniff beim Segeln nicht verstand,
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

Auch das erfuhr er früh, daß in der Stadt
nicht jeder gleich ein stolzes Reitpferd hat.
Da wurde er der letzte Knecht im Stall
und hat sich den Betrieb erst angesehen
und konnte gleich dem ersten Sündenfall
in seiner armen Haut nicht widerstehn,
weil er das Stehlen ganz natürlich fand,
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

Und als er immer kühner wurde und
auch mit dem Messer stach, der freche Hund,
hat ihn der Club zum Hauptmann ausgewählt.
Da wurde er in dem Latein-Quartier
nur wohl zum Schein ein hurtiger Barbier
und hat die Männer alle abgekehlt,
die man am Fluß mit leeren Taschen fand,
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

Und als er seinen Lohn dafür bekam
und hängen sollt am Platz von Notre-Dame,
da haben sich die Frauen aus der Stadt
zum Bürgermeister auf den Weg gemacht
und taten schließlich auch das Feigenblatt
noch ab und sagten, daß er jede Nacht
bei ihnen war, der da beim Henker stand,
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

Da hat der Rat ihm nur das Fleisch verbrannt
mit einem Schimpf und in den Wald verbannt.
Und wenn ihr glaubt, daß er schon längst vor Qual
verhungert ist, habt ihr noch immer nicht
gemerkt, daß man im Wald auch ohne Licht
die Haselnüsse pflücken kann, zumal
er diese Liebe noch viel schöner fand,
der kleine Herr Ranunkel aus Brabant.

1931

Die Ballade von den Lästerzungen

In Kalk, noch ungelöscht, in Eisenbrei,
in Salz, Salpeter, Phosphorgluten,
in dem Urin von rossigen Eselsstuten,
in Schlangengift und in Altweiberspei,
in Rattenschiß und Wasser aus den Badewannen,
in einem Saft von Krötenbauch und Drachenblut
in Wolfsmilch und dem sauren Rest der Rotweinkannen,
in Ochsen-galle und Latrinenflut:
In diesem Saft soll man die Lästerzungen schmoren.

In eines Katers Hirn, der nicht mehr fischt,
im Geifer, der aus den Gebissen
der tollen Hunde träuft, mit Affenpiß vermischt,
in Stacheln, einem Igel ausgerissen,
im Regenfaß, drin schon die Würmer schwimmen,
krepier-te Ratten und der grüne Schleim
von Pilzen, die des Nachts wie Feuer glimmen,
in Pferderotz und heißem Leim:
In diesem Saft soll man die Lästerzungen schmoren.

In dem Gefäß, drin alles reingerät,
was so ein Medikus herausholt aus dem schwieren
Gedärm an Eiter und verpestetem Sekret,
in Salben, die sie in den Schlitz sich schmieren,
die Hurenmenscher, um sich kalt zu halten,
in all dem Schmodder, den die Lust
zurückläßt in den Spitzen und den Spalten
(wer hätte nicht durch solchen Schiet hindurchgemußt!):
In diesem Saft soll man die Lästerzungen schmoren.

Erweiterte Nutzenanwendung:

Ihr Brüder, packt all die saubren Sachen
(gehen sie in den verfaulten Kürbis nicht hinein)
in eure Hosen, um den Bottich voll zu machen,
gebt auch die Nachgeburt von einem Schwein hinein,
und hat's vier Wochen lang gegoren:

In diesem Saft solln eure Lästerzungen schmoren.

1931



Die Ballade von den allgemeinen Redensarten

Ein Fisch, der oben schwimmt, riecht nicht mehr frisch,
und ist das Weib im Bett kein Marmelstein
(von Kuckuckseiern weiß kein Nest sich rein),
wird auch der Mann zufrieden sein am Tisch.
Die gute Zeit vergißt man in der schlechten,
ein Baum, der Gummi schwitzt, ist wurzelkrank,
in jedem Haufen gibt es nicht »Die drei Gerechten«,
und auch die Spötter sitzen oft nicht auf der gleichen Bank.
Ich kenne alles, bis auf Punkt und Strich,
ich kenn nur einen nicht, und der bin ich.

An einer Hose seh ich, wo ihr Träger war,
und in die Kutte paßt ein Pfaffe nur hinein,
ob sie noch Jungfrau ist, wird erst nachdem uns offenbar,
und wie der Diener, also muß der Herr beschaffen sein.
Nicht hinter jedem Schleier waltet Frömmigkeit,
und wer vom Henker schwätzt, fühlt auch das Eisen schon.
Oft kommen Hurensöhne ganz legal zu einem Thron,
und wer die Mutter freit, dem klagt die Tochter bald ihr
Leid.

Ich kenne alles, bis auf Punkt und Strich,
ich kenn nur einen nicht, und der bin ich.

Nicht Dornen immer, auch die Rosen stechen,
viereckig kann der Wagen sein, doch nie ein Rad,
der Schleicher wird mit Gott noch leiser sprechen,
die Flügel hat der Wind und nicht das Blatt.
Ich kenn' den Geizhals schon am Gang,
er macht nur kleine, vorsichtige Schritte,
Verschwender leben überall im Überschwang,
und wer betrunken ist, kennt keine Mitte.
Ich kenne alles, bis auf Punkt und Strich,
ich kenn nur einen nicht, und der bin ich.

1931

123

Die Ballade von einer alten Klempnersfrau

Jetzt spitzt mal eure Ohren und hört zu,
was eine alte Frau euch zu erzählen hat,
bevor sie wie ein abgewelktes Blatt
dort unten fault, wo jeder seine Ruh
und seinen Frieden finden wird, wenn er
nicht mehr die Beine heben kann.
Es sind schon mehr als hundert Jahre her,
daß ich geschlafen hab bei einem Mann.

Die kleine Hexe da, das junge Ding,
ist schuld daran, daß ich so runzlig bin.
Denn ehe ich dies Lustgeschenk empfing,
da war mein Haar noch nicht so grau, mein Kinn
noch nicht so spitz. Auf meine weiße Haut
fiel jeder Mann herein. Ich war nicht faul
mit meiner Gunst. Ich ritt auf manchem Gaul,
der lief zum ersten Mal mit einer Braut.

Und habe manchem auch mein Hinterteil
gezeigt, den ich nicht leiden konnte, weil
er mir nicht reich genug erschien und stark.
Und bin doch reingefallen auf ein Aas,
das außer seinem Bart nur einen Quark
besaß und mir vom Brot die Butter fraß.
Ich werde heute noch ganz rot vor Scham,
daß er mich nur der Gelder wegen nahm.

Wie hat er mich herumgeboxt und schikaniert
und jede Tollheit mit mir ausprobiert.
Gerochen hat er wie im Pferdestall
ein Haufen Mist. Und wenn ich ihm den Mund
vor Ekel und in meiner Wut ganz wund
gebissen habe, warf der grobe Hund
mich an die Wand wie einen Ball.

Jetzt hab ich selber kaum ein Brot, mich satt zu essen,
das werd ich ihm mein Lebtage nicht vergessen.

Er ist schon über dreißig Jahre tot
und ließ mich hier zurück in meiner Not,
mit meiner welken Haut, im grauen Haar.
Wenn ich im Spiegel manchmal mein Gesicht
betrachte, denk ich oft: Das bist du nicht!
Und doch ist dies Gesicht so sonnenklar
mein Ebenbild... Ich könnte mich zerreißen
und den verfluchten Spiegel kurz und klein zerschmeißen.

Von meiner Schönheit ist nicht eine Spur
mehr da, von meinen Brauen, wie der Sichelmond
so schön gewölbt, und von der Perlenschnur
der Zähne, von den Augen, glühendbrennend,
von meinen Lippen, feucht und feuerrot
wie die Korallen, die das Meer umspült,
von meinem Haar, das sich noch weicher fühlt
als Seidenzeug aus dem Chinesenland.

Von meiner Schultern hellem Elfenbein,
von meinem Hals, wie Schwanenflaum so weiß,
und dann die kleinen Brüste, mein
verliebttes Apfelpaar, so glühendheiß,
daß jeder Feuer fing, wenn er sie sah.
Dazu die schlanken Hüften und der Bauch
mit seiner kleinen Muschel da
im schwarzen Rosenstrauch?

...dahingewelkt wie ein Kartoffelfeld,
verrunzelt Stirn und Doppelkinn,
von Blatternarben böse entstellt
bis zu den abgegriffenen Brüsten hin.
Die hängen auf dem Lumpensack,
auf meinem grauen Bauch herum.
Ach Gott, wie hat das Männerpack
mich stumpf gemacht und wurzelkrumm.

Da kraucht man wie ein Wurm daher,
als wär der Buckel hundert Zentner schwer.
Und hockt am Ofen, starrt ins Feuerloch
und denkt an all das Böse auf der Welt,
daß uns nun aus dem schweren Joch,
von diesen Hungertänzen um das bißchen Geld,
der Herr erlösen möchte... Ja!
Wir armen Frauen, wozu sind wir noch da?

1931



Eine kleine Ballade von dem Mäuslein, das in Villons Zelle Junge bekam

Es schwamm der Mond in mein Gemach hinein,
weil er da draußen so allein
bei den entlaubten Bäumen stand.
Ich habe ihm ein Kissen hingerückt,
damit er ruhen konnte, und er tat's beglückt
sich untern Kopf. Ich legte ihm die Hand
schnell auf die Augen, und da schlief er auch.
Mich aber plagte schlechte Luft im Bauch.

Sie plagte mich, bis eine Uhr schon zwölfte schlug.
Da hatte ich verdammt genug
und ließ sie ab, die Luft. Davon ist zwar
der Mond nicht aufgewacht, doch in dem Fenstereck
die Mäusefrau. Sie hat im ersten Schreck
geboren, was noch gar nicht fällig war.
Die kleinen rosa Schnauzen piepsten da so nett,
dass ich sie zu mir nahm ins warme Bett.

Mein Gott, die lütten Dinger, noch ganz nackt
und blind: Wie hat das Elend mich gepackt!
Ich glaub, dass mir was Nasses in die Augen kam.
Dabei hat manches Mädchen schon von mir
ein Kind gekriegt und starb vor Scham.
Die armen Würmer aber kuschten sich
in meine Hand, als wär ich ihr Vater Mäuserich.

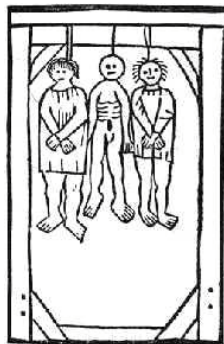
Zuletzt war auch die Mäusefrau so zahm
geworden, dass sie schwänzelnd zu mir kam.
Die schwarzen Augen glänzten froh und groß
in mein Gesicht hinein.

Und plötzlich war auch ich so mäuseklein
wie dieses Tier und nahm es in den Schoß.
Ich habe wohl die ganze Nacht mit ihr verbracht
und an kein andres Weib dabei gedacht.

Nachgedanken:

Im milden Licht der Winternacht
hab ich mich zu den Mäusen aufgemacht.
Du aber fragst, warum denn nur?
Hör zu, es ist kein Tier so klein,
das nicht von dir ein Bruder könnte sein.

1931



Eine verliebte Ballade für ein Mädchen namens Yssabeau

Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund,
ich schrie mir schon die Lungen wund
nach deinem weißen Leib, du Weib.
Im Klee, da hat der Mai ein Bett gemacht,
da blüht ein süßer Zeitvertreib
mit deinem Leib die lange Nacht.
Da will ich sein im tiefen Tal
dein Nachtgebet und auch dein Sterngemahl.

Im tiefen Erdbeertal, im schwarzen Haar,
da schlief ich manches Sommerjahr
bei dir und schlief doch nie zuviel.
Ich habe jetzt ein rotes Tier im Blut,
das macht mir wieder frohen Mut.
Komm her, ich weiß ein schönes Spiel
im dunklen Tal, im Muschelgrund...
Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund!

Die graue Welt macht keine Freude mehr,
ich gab den schönsten Sommer her,
und dir hat's auch kein Glück gebracht;
hast nur den roten Mund noch aufgespart,
für mich so tief im Haar verwahrt...
Ich such ihn schon die lange Nacht
im Wintertal, im Aschengrund...
Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund.

Im Wintertal, im schwarzen Erdbeerkraut,
da hat der Schnee sein Nest gebaut
und fragt nicht, wo die Liebe sei.
Ich habe doch das rote Tier so tief
erfahren, als ich bei dir schlief.
Wär nur der Winter erst vorbei
und wieder grün der Wiesengrund!
... ich bin so wild nach deinem Erdbeermund!

1931



Louïze Carly Labé (1525-1566)



Zueignung des deutschen Nachdichters an seine unsterbliche Freundin

Es kann nicht sein, daß soviel Jahre schon
uns trennen, schöne Seilerin.
Ich seh's wie Du, die Geige fest am Kinn,
noch immer Ton um Ton

aus Deiner Seele ziehst. Ich weiß es auch,
für wen Du dich so heiß bemühst
und immer höher in die Sterne glühst,
bis nur ein leiser Atemhauch

die Welt bewegt, die unten tief
Dich wieder in ihr Haus zurück berief.
Er ist in alle Ewigkeit noch nicht entflohen,
den Du leise wecken willst.

Er wartet vor dem Tor, bis Du ihn stillst
und hinhebst in Dein lächelndes Gesicht.

aus dem Nachlass 1947

O braune Augen...

O braune Augen, Blick voll Scham,
geseufzte Lust, o Freudenqual
in langer Nacht, im Morgenstrahl
nach einem Glück, das noch nicht kam,

o immerwährendes Gefühl der Traurigkeit,
mit Wehmut Tag um Tag vertan:
und dann die Spiegel, die nur sich besahen,
und wieder Nacht, mit neuer Not bereit.

Da: harte Stirn, Gelächter, Mund und Haar,
am Kinn die Geige noch, ein Tanz voll Wut,
und ich schon Flamme ganz und gar:
dich klag ich an, der dieses mir

mit wilder Gier herausriß aus dem Blut
und zusieht, wie ich jetzt zu Eis gefrier...

aus dem Nachlass 1947

Als mich die Lust...

Als mich die Lust zum erstenmal
so packte, daß ich fast verging:
hat sich um meine Brust der Ring
noch immer mehr verengt. Ich habe nur die Wahl,

so aufzuglühn, bis der geliebte Mann
mich nur zu träumen braucht, um meinen Leib
so heiß zu fühlen wie bei keinem Weib,
das er besessen hatte dann und wann.

Ich aber will nur so beglückt zergehn,
daß ich mich wie ein wundes Tier
verkrieche und die Gier
nach innen bohre... und darüber rinnt

der Regen hin... und trifft ein Kind,
das hat mich weinen sehn.

aus dem Nachlass 1947

Küß mich noch einmal...

Küß mich noch einmal... küß mich tausendmal
mit einem Kuß. Nur diesen will ich tief
hinübertrinken, denn noch nie berief
mich eine Glut so heftig aus der Qual

schlafloser Nächte wie dein erster Kuß.
Ich will ihn dir vertausendfacht
jetzt wiedergeben... Nacht für Nacht, bis ich
nicht weiß, wohin ich dich noch küssen muß.

In jedem wird so tief der andre sein
und geben wollen und zugleich
auch nehmen, bis der Arme endlich reich,
der Reiche wieder arm geworden ist.

Ich weiß auch nicht, ob ich es bin, ob du es bist,
der früher aufhört von uns zwein.

aus dem Nachlass 1947

Selbstbildnisse

Leser, verlange von einem Selbstbildnis nicht abgeklärte Objektivität. Irgendwo bleibt der Reflex des Spiegels als Schminkfleck stehn. Aber was geht Dich im Grunde die Form meines Schädels an? Oder die Linie meines Oberarms, wenn er sich athletisch hebt, wo er zu Gott will? Jedes Leben wird tausendmal von tausend Leben gelebt. Manchmal in Terzinen. Manchmal mit Fäusten. Manchmal auf Waldbäumen. Manchmal im Bordell. Und wenn Du vor den Kesselfeuern brennst, ist es noch Gnade. Und wenn mit dem Eis Dein Herz im Atlantic treibt, ist es noch nicht genug –: Pan und Aeon?

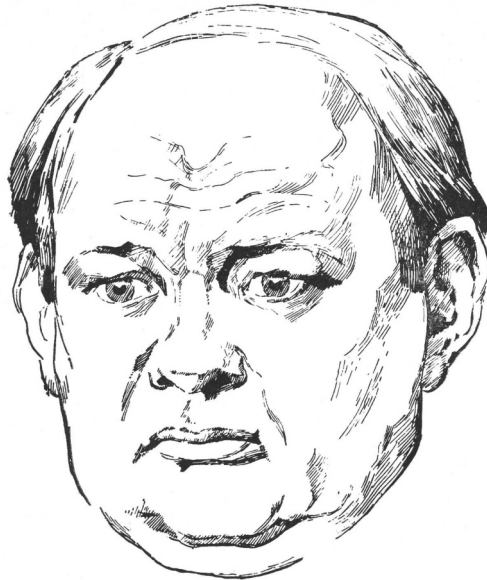
Was darüber ist, ist Legende. Ich zerstöre sie. Denn ich bin nicht »jüngste Dichtung«, sondern beinah vierzig Jahre (alt). Und den Wald (über den Sauerländischen Bergen donnerten die schwarzen Tannenkeulen einen Sommer lang) beschrieb ich um 1904. Auch nicht Weichselianer bin ich (obwohl bei Thorn geboren), vielmehr Dickschädel aus bäurisch westfälischem Blut. Urväter waren immer hart und seßhaft. Der, der mich mit Pumpernickel und der Calvin-Bibel hochzog und manchmal an kalten Novembertagen, wenn die Kartoffelfeuer mit breiten Armen über den Bahndamm qualmten, den Steinhäger ins Blut springen ließ, zärtelte mit den Bienenvölkern. Das war unser heller Sonntag. Etliche meiner früheren Väter schürften Kohle. Sie lag nahe genug bei Schindeldach, Schweiß und Krüppeltum. Ich selber kam (nach Leichtathletik, Griechisch und schlechten Examina) nicht über den (von Innen geforderten) Versuch hinaus. Doch diese zwei reichsten Jahre –: Bottrop, Radbod, Mons, Lens, bestimmten: von Machthabern um Stinnes, Kirdorf und Baron Hachette, von Schwerhörigen und Blinden –: Hellhörigkeit und Güte für Alle auf Erden zu fordern. Lange bevor die verschat-

tete Affäre November 1918 war. Und der Krieg, der mich zerheulte.

Dennoch paßt es mir nicht, daß Du mich »Politischer Dichter« (in Deinem Sinne) schimpfst. Jede Dichtung ist (sofern sie nicht weniger denn rotes Blut, also belanglos) politisch. Wenn Du nun in meinen Büchern Dich durch Acker, Wald, Abend und schwarze Straßen blätterst, von Baal, Gott und Weib (dieses zuletzt!) hörst, sollen die agrarische Eingebundenheit, das Sehnige, das Verrußte, die Unzucht und der Glaube Dich durcheinander schütteln zum besseren, zum lebendigen Menschen.

Oder ich verdiene: zum alten Eisen geworfen zu werden. Nur bestrafe mich nicht: unschmelzbar in Museen zu verstauben. Entscheide! Und nicht nur Dich!

1919



Der Lebenslauf

Die Bewegung des äußeren Lebens ist keine Urkraft, sondern nur die Spannung des Windes, der, eingeatmet, das Staubkorn treibt. An dem Schwung gar, der Kurven nimmt, die Qualität der Gehirnmasse erkennen zu wollen, ist immer Fehlrechnung. Was den Menschen einmalig macht, sein Gesicht über Dach, Turm und Gezeiten hebt und seinen Schatten den Mitmenschen quer über die Schneckenspur schlägt: teilt sich das in Feuerzungen aus? Dichter, Bauer, Sargtischler und gekrönter Fürst: sind das Wertgrade auf der himmlischen Leiter gen Elysium?

Alles Leben wird tausendmal von tausend Leben gelebt. Manches Mal in Terzinen, manches Mal mit Fäusten. Zuweilen auf Waldbäumen. Nächstelang im Bordell. Was darüber ist, ist Legende. Ich zerstöre sie.

Bleibt die magische Belichtung des Ich!

Aber was wissen wir auch von diesem ureingeborenen Phänomen? Selbst mit gespanntesten Nerven beleuchtet, weniger noch als vom Du!

Schwache Tröstung, mit zauberischen Indern zu sagen: Ich bin du!

Immer klafft der Abgrund von einem Stern zum anderen. Die Spur zu suchen: denken wir Systeme aus. Glückt uns die Zahlenreihe einer Terminologie, setzt der Glaube aus. Glauben wir uns geborgen, gähnt nach einer traumbunten Nacht der uralte graue Tag. Patriarchenluft wolkt düster, und die Propheten brechen ihren eigenen Mägen das Brot. Die Masse will Türme über sich, will, in Schwindeln vor dem Unfaßbaren, sich und den Schwindel beschwindeln. Will Zukunft, wo sie noch nicht einmal Gegenwart hat. Ihre innere Geographie heißt Chaos. Die Konturen ihres Raumes symbolisieren Schlacht. Der einzelne aber kann Christus sein. Nur stu-

fe man seine Mission Golgatha nicht zum Dogma für Millionen. Nicht einmal für den Anrainer. Man erschauere in seinem Eli lama asabthani.

Es hänge aber niemand sein Ich hinein.

Noch vor den Sentiments der Brüderlichkeit hüte man sich, wo es um den Tod für Brüder geht. Irgendein Muskel der Todeszuckung wird Maske sein. Die letzte Rechenschaft aber gibt das Ich dem Ich. Im erotischen oder musischen Exzeß. Siehe Eva. Siehe Sankt Johannes.

Auch für den Zeitgenossen bleibt nichts als das Gedicht von David über Goethe zu Stefan George.

(Diesen letzten Lehr- und Wehmeister werdet ihr nie auslöschen!)

Bleibt das Gedicht.

Dieses magische Strahlenbündel, das alle Sterne abtastet, die Gewässer durchschäumt, über die Wiesen wogt, aus den Wäldern sich hochbäumt mit Lerchenlied, Beere und Eidechsenauge! Niemand ergründe es um seiner Form willen.

Es bleibe Diktatur der Seele.

Wir, die wir es tragen müssen, wandeln somnambul.

Oder sind Amokläufer aus Scham vor unserem Unwissen. Wir glauben an die Priorität des Seelenhaften in der Welt, stürzen aber über den Zwiespalt Sprache: es denen geläufig zu machen, die noch nie Ohren hatten für Dinge jenseits Brot und Beischlaf. Denn daß wir sind, oder ich bin: ist Zufall. Es ist gewißlich nicht Mord, greift eine Hand hinein. Darum kann auch der, der beschuldigt wird, von sich sagen:

Es ist mir noch niemals geglückt, irgendwie oder irgendeine menschliche Fähigkeit, Neigung, Lust, Bedürfnis, Sehnsucht oder Begierde zu finden – die ich nicht bei einem jeden von uns in höherem oder geringerem Grade wiedergefunden hätte! Keine Größe, sie mag in unseren Augen noch so erhaben oder ehrfurchteinflößend sein – die nicht schließlich doch nur

aus einer ganz einfachen, wenn auch zuweilen schwindelnd starken Steigerung vollkommen allgemeiner Kräfte bestand (keine Niedrigkeit, Schlechtigkeit, Roheit, nichts von dem sogenannten Tierischen – das etwas anderes gewesen wäre als nur eine einseitige, für uns andere allerdings höchst unangenehme und deswegen nur mit äußerster Mühe wieder erkennbare) gesteigerte Entwicklung von Möglichkeiten und Tendenzen, die auch wir anderen alle besaßen! Kurz und klar:

Es gibt meiner Anschauung nach nichts Menschliches – das nicht gemein menschlich ist! Und ich begreife, offen gestanden, ganz und gar nicht, was man sonst mit dem Begriff Mensch anfangen sollte!

Und ebensowenig was das anbetrifft, was über mich den Richtspruch sprechen mag...

Dieser Mörder war ich tausendfach. Diesen Richtspruch wirst du, Mitmensch, tausendmal über mein Haupt sprechen. Warum dann noch Daten?

Wenn ich sie, mich durchdenkend, dennoch aneinanderreihe: ein rotes »Summa!« zieht niemand, der Fleisch und Blut lebt. Was den Nachbarn nur reizt, in einen fremden Spiegel zu schauen, ist Eitelkeit. Denn immer pulst die Schlagader durch das steinergraute Herz: ich danke dir Gott, daß ich nicht so bin wie die anderen Leute!

Darum mich zum Schlußsprunge duckend, frage ich dich, Mann mit dem Hörrohr: Was nützt dir Wissen um die Luft in meinen vier Wänden?

Ich habe meine fixe Idee, ein Weib und Kinder wie du!

Ich frage dich auch nicht, ob du Rennpferde laufen läßt oder Haarschleifen sammelst oder in südamerikanischen Papieren Valutagewinne machst. Vielleicht hast du ein Haus (im Kiefernwald am Wasser) wie ich, bis zum Schornstein mit Schulden und Schmetterlingskästen.

Ich beneide dich aber.

Ich beneide krankhafte Buchhalter, Zeichner, Drucker,
alle Leute in hohen, hellen Sälen, die weißes Papier mit
sauberen Zeichen bemalen. Das ist allemal sinnvoll.
Vollbärtig. Bodenständig.

O alle pflichttreuen Beamten! O Lakaientum!
O versittlichte Menschheit!

Ich weiß: mich schändet die letzte Ohnmacht des
Schwachen. Aber was kann mich das noch berühren?

Ich verbringe acht Stunden Tag für Tag im Amt. Und
erhalte dafür ein Geld, eine Besteuerung, einen Wink:
für den Reichstag zu kandidieren!

Aber wo ist das große Gehirn, das eisige Lächeln, die
Blumen, Raketen, die Peitsche, der Salto mortale?

Ich kann mich aus allen Ecken zusammenlesen. Aber was
geht das dich an?

Was geht dich die Form meines Schädels an, oder die
Linie des Oberarmes, wenn er sich athletisch hebt, wo er
zu Gott will? Was besagen soll, daß ich am Aschermitt-
woch 1881 die Süße des Mutterblutes zum letzten Male
schmeckte und für das Brot der Erde geboren wurde.

Immer war ich ein Dickschädel aus bäurisch-westfäli-
ischem Kornsaft. Geschichtlich ist: einige meiner Väter
(die anderen waren Pfaffen, Bildschnitzer und Vögte)
schürften Kohle. Ich selber kam (nach Leichtathletik,
Griechisch und schlechten Examina) über Kant und
Nietzsche nicht über den vom Innen geforderten Ver-
such: Kohlenhauer unter Kohlenhauern zu sein, hinaus.
Es stank nach Schweiß und Leichen, Fusel und Streik-
delirien. Doch diese zwei (reichsten!) Jahre: Bottrop,
Radbod (400 Bücher zergingen zu Staub!), Mons und
Lens bestimmten: von Machthabern, von Schwerhö-
rigen, Feisten und Blinden: Hellhörigkeit und Güte für
alle auf Erden zu fordern. Lange, bevor die Affäre 1918
war. Und Bebel auf unseren Schultern im Triumphkreis
schaukelte (siehe Barmen).

Mitwisser meines ersten Gedichtes (ich verantworte diesen Rückzug!) war Else Lasker-Schüler.
Wuppertaler Stadtnachbarin, dolles Ding, tapferer Kriegskamerad durch siebzehn Schlachtjahre.
Namen: Georg Heym, Emile Verhaeren, Richard Dehmel, Stefan Zweig, Peter Baum, Carl Hauptmann, Hans Ehrenbaum-Degele, Alfred Mombert, Robert R. Schmidt und Oskar Loerke sollen Freundschaften aussagen.
Nicht Gildenzeichen.
Feindschaften aber sind mir noch lieber. Sie wuchsen seit jeher wie Brennesseln um mein Gedicht. Warum? Ich hebe die Schultern.
Gott sei Kain gnädig! Oder auch: man veröffentlicht nicht zwölf Bücher ungestraft.
Wenn du also in meinem (wie sagt doch der hochheilige Kasimir? Richtig:) Œuvre durch Äcker, Wald, Abend und staubige Straßen dich blätterst, von Gott, Krieg und Weib (dieses zuletzt!) hörst, sollen die agrarische Gebundenheit, das Sehnige, das Verrußte, das Streitbare und den Staat Lästernde, die Unzucht und das Sentimentale, die Hoffart und der Glaube dich durcheinanderschütteln zum besseren, zum lebendigen Menschen.
Zum ewigen Ich.
Oder ich verdiene zum alten Eisen geworfen zu werden.
Nur bestrafe mich nicht, in Museen zu verstauben. Auf Sockeln zu thronen.
Entscheide!
Und nicht nur dich...
Amen!

1923

Nachwort

»Dickschädel aus bäurisch-westfälischem Kornsaft«

Hans Daiber beschrieb Paul Robert Zech in seiner 1967 erschienenen Polemik *Vor Deutschland wird gewarnt* als

rastlos schreibend, Nacht für Nacht, dabei Unmengen Zigarren, Kaffee, Pralinen vertilgend. Morgens um neun ging er schlafen, mittags stand er wieder auf. So erschrieb er sich ein Werk von gewaltigem Umfang, aber auch die Herzkrankheit, die diesen breitschultrigen, gedrunghenen Kerl mit dem ausladenden Schädel jahrzehntelang peinigte und schließlich im Alter von fünfundsechzig Jahren fallen sollte.

Zech war einer der produktivsten Schriftsteller seiner Zeit und hinterließ rund 30 Gedichtbände unterschiedlichen Umfangs, etwa 20 Sammlungen mit Novellen, Erzählungen und Legenden, 11 Romane, ca. 30 Dramen, zahllose Essays und Hunderte von Nachdichtungen auf François Villon oder Jean-Arthur Rimbaud. Hinzu kommen unzählige journalistische Beiträge, umfangreiche Konvolute unveröffentlichter Manuskripte sowie eine reiche Korrespondenz mit Persönlichkeiten des kulturellen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Postuliert und kategorisiert wird er als »Arbeiterdichter«, »Industriedichter«, »Dichter der Ruhr«, »Expressionist«, »antifaschistischer Exilautor« oder auch »Naturlyriker«. Seine literarische Nachwirkung ist allerdings gering, denn obwohl seine Werke bis in die späten 1980er Jahre in Ostdeutschland gedruckt wurden und zwischen 1998 und 2001 eine fünfbandige Werkauswahl erschien, ist sein Œuvre heute fast in Vergessenheit geraten. Wer war dieser Paul Zech, der sich in den 1920er Jahren als »ein Dickschädel aus bäurisch-westfälischem Kornsaft« bezeichnete?



Paul Zech (1881-1946)

Kaum ein anderer Schriftsteller seiner Generation hat durch eigenes Verschulden seine einst hochangesehene Position im deutschen Literaturbetrieb so leichtfertig verspielt, war schließlich ähnlich umstritten und hat sich mit vergleichbarer, bis heute wirkender Nachhaltigkeit um die Gunst von Kollegen und Publikum gebracht wie Paul Zech. Und niemand anderer als dieser vielschichtige Mensch, dessen vor allem während der Epoche des Expressionismus erworbenen literarischen Verdienste nicht hoch genug eingeschätzt werden können, verstand es besser, seinen an häufigen Wendungen reichen Lebensweg durch Legenden zu verschleiern und zu einem von Gerüchten umwogenen Zerrbild der Wirklichkeit werden zu lassen. Denn zeitlebens hatte der Dichter seine biographischen Daten mit Nonchalance immer wieder neu fabuliert, um sie tatsächlichen oder vermeintlichen Erfordernissen anzupassen.

Damit umreißt Bert Kasties die Probleme der Forschung mit diesem doch überaus umtriebigen und produktiven Schriftsteller: Was sich üblicherweise aus Briefen, autobiografischen Zeugnissen oder literarischen Texten über Autoren erarbeiten lässt, greift bei Zech nicht, da er immer wieder andere Angaben über sein Leben und sich machte. Er schrieb verschiedene, sich widersprechende Lebensläufe, neigte zur Selbstmystifikation, spielte also zeitlebens mit seiner Biografie.

Die großen Umbrüche und politischen Ereignisse prägten Zechs Leben: Geboren unter der deutschen Monarchie, erlebte er das Ende einer Weltordnung in einem selbstzerstörerischen Krieg, den Beginn und das Ende einer »ungeliebten Republik«, den Aufstieg eines diktatorischen Regimes bis zur Machtübernahme und im Exil schließlich ein etabliertes, von konservativen Machteliten geprägtes Ausbeutersystem. Die eigene Diskreditierung als seriöser Schriftsteller und Mensch, die Paul Zech immer wieder betrieben hat, umfassten Skandale, Plagiatsunterstellungen und Diebstahlvorwürfe.

»Was darüber ist, ist Legende. Ich zerstöre sie.«
Versuch einer Spurensuche

Geboren wurde Paul Zech am 19. Februar 1881 im westpreußischen Briesen bei Thorn als ältestes von fünf Kindern der Eheleute Adolf und Emilie Zech. Die Vorfahren der Familie entstammen dem Land zwischen Rhein und Ruhr sowie aus dem Sauerländischen. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts siedelte sich die Familie in Elberfeld an. Wo Zech die Schule besuchte und wann er sein Abitur ablegte, bleibt – in Ermangelung konkreter Zeugnisse – ebenso ungewiss wie die Antwort auf die Frage, ab wann Zech sich selbst in der Region aufhielt. Auch sind ein Studium oder ein Studienabschluss nicht nachzuweisen. In seiner Selbstmystifikation wies Zech allerdings immer wieder auf ein abgeschlossenes Studium hin und führte auch zeitweise den Titel »Dr. phil.«. Von 1902 bis 1903 arbeitete er in belgischen und nordfranzösischen Bergwerken bei Monz und Lenz.

1904 heiratete er die Elberfelderin Helene Siemon (1885-nach 1962). Der Ehe entstammten zwei Kinder. Mit Brotberufen wie Lagerist (1904) oder Konditor (1906) versuchte er den Familienunterhalt zu bestreiten; finanziell wenig erfolgreich, schrieb er gelegentlich für die *Barmer Allgemeine Zeitung* und den *General-Anzeiger* aus Elberfeld. In der Elberfelder *Literarischen Gesellschaft* traf er mit Gleichgesinnten zusammen.

1907 beteiligte Zech sich an den *Kölner Blumenspielen* und sandte fünf Natur-Gedichte als Bewerbung für den *Remscheider Preis* ein, die eine lobende Erwähnung fanden. Bis 1909 arbeitete er dann wieder in Bergwerken (Bottrop, Hamm). Diese Aufenthalte in den Bergbauregionen prägten Zechs literarisches Schaffen mehr als seine tatsächliche Herkunft; er ist wie kein anderer deutscher Schriftsteller seiner Zeit Dichter der industriellen

Arbeitswelt, insbesondere des Bergbaus. Natur und industrielle Arbeitswelt stellen den Spannungsbogen im Zechschen Werk jener Tage dar.

1909 erschien Zechs erste Veröffentlichung unter dem Titel *Das schwarze Revier* in einem Privatdruck von 100 Exemplaren, wovon allerdings 80 Exemplare vernichtet worden sein sollen. Erweitert und unter demselben Titel wurden die Sonette 1913 in der Reihe *Lyrische Flugblätter* mit einem Titelholzschnitt von Ludwig Meidner (1884-1966) im Berliner Verlag von Alfred Richard Meyer (1882-1956) publiziert. Die Gedichte spiegeln die Welt des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers, die Arbeit selbst, ihre Gefahren und die Tristesse des alltäglichen Lebens. Sie verherrlichen den Arbeitsprozess und die Lebensbedingungen nicht, sondern verweisen, ganz in der Tradition der von Emile Zola (1840-1902) – vor allem durch seinen Roman *Germinal* (1885) – geprägten sozial-engagierten Arbeiterliteratur, auf soziale Ungerechtigkeiten. Obzwar die zeitgenössische Rezension sich mit diesen Gedichten ausführlich beschäftigte, blieb der finanzielle Erfolg für Zech gering. Auch sein zweiter Gedichtband *Waldpastelle* (1910; Neuauflage Dresden 1920), den Zech immer als seine erste Publikation bezeichnete, fand kein breiteres Publikum. Die *Sechs Gedichte* erschienen ebenfalls in der Reihe *Lyrische Flugblätter*. Es folgten die Naturlyriksammlung *Das Schollenbuch* (1912) und sein erstes Schauspiel unter dem Titel *Der Kuckucksknecht* (1914), »ein sauerländisches Stück«, an dem er seit 1902 arbeitete und das 1927 in Leipzig am *Alten Theater* uraufgeführt wurde.

Zwischen 1910 und 1942 war Zech mit Stefan Zweig (1881-1942) befreundet, wovon der umfangreiche Briefwechsel beredtes Zeugnis ablegt. Während eines Aufenthaltes in Paris sollen sich beide kennen gelernt haben (zur nachweislich ersten persönlichen Begegnung kam es im November 1912 in Berlin). Zweig war sicherlich

Zechs wohlgesinntester Freund, immer bereit, dem Gleichaltrigen zu helfen, ihn zu unterstützen (oft genug auch finanziell) und zu vermitteln. Aus der Zeit vor 1910 datiert Zechs Freundschaft mit Else Lasker-Schüler (1869-1945) – der »Wuppertaler Stadtnachbarin, dolles Ding, tapferer Kriegskamerad durch siebzehn Schlachttjahre«. Seit Sommer 1912 setzte sich Zech verstärkt für das Werk der Schriftstellerin ein. Es war Else Lasker-Schüler, die Zech ermutigte, im Juni 1912 von Elberfeld nach Berlin überzusiedeln, obwohl er mit der »Front der Berliner Snobs« nur schwer zurecht kam. Zech wollte weg aus der Provinz, aus Wuppertal. »Hier in Wuppertal wird für alles Mögliche Geld ausgegeben, nur nicht für Gedichte«, teilte er Georg Heym (1887-1912) mit. Berlin, das kulturelle Zentrum Deutschlands, bot die Chance, der provinziellen Enge zu entfliehen und sich als Schriftsteller zu etablieren. Hier fand er rasch Anschluss an die verschiedenen Literatenkreise, insbesondere an den *Neuen Club*, in dessen *Neopathetischem Cabaret* er Veranstaltungen besuchte, und lernte auf Vermittlung der Lasker-Schüler den von Herwarth Walden (1878-1941) geführten *Sturm-Kreis* kennen.

Zech arbeitete als »Buchrefent« für Zeitungen wie das *Berliner Tageblatt*, die *Vossische Zeitung*, den *Berliner Tag* und *Die tägliche Rundschau*. Und endlich wurden auch seine Gedichte publiziert – natürlich in Waldens *Sturm*, aber auch in *Die neue Kunst*, *Das literarische Echo* oder *Die weißen Blätter*. Ergebnis seiner neuen Bekanntschaften war auch die Aufnahme seiner Gedichte in die von Kurt Hiller 1912 in Heidelberg herausgegebene Anthologie *Der Kondor*, der ersten Lyriksammlung des frühen Expressionismus. Die neuen Kontakte nutzend, gründete Zech im Frühjahr 1913 mit den Lyrikern Hans Ehrenbaum-Degele (1889-1915) und Robert R. Schmidt sowie dem Grafiker Ludwig Meidner die Zeitschrift *Das neue Pathos*. Die Zeitschrift wurde zum Publikationsor-

gan vieler junger Expressionisten und bot auch den französischen Lyrikern Platz. Die Herausgabe brachte Zech in Kontakt mit den führenden Autoren des literarischen Expressionismus. Unabhängig davon, blieb er zeit seines Lebens ein Einzelgänger.

Den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebte Zech in Berlin. Wie die meisten Schriftsteller begrüßte er den Krieg mit hymnischen, aber schlechten Gedichten und brachte ein *Kriegs-Jahrbuch* des *Neuen Pathos* heraus. Im Auftrag der Reichsregierung, für die er im Kriegsministerium als Übersetzer tätig war, bereiste er im Herbst 1914 als »Werbeleiter« die Schweiz.

Im März 1915 wurde Zech als »Landsturmmann« eingezogen und sowohl an der Ost- als auch an der Westfront eingesetzt. Hier lernte er die Materialschlachten an der Somme und bei Verdun aus nächster Nähe kennen. 1916 wurde er durch eine Granate verletzt und erlitt einen bleibenden Herzschaden. Die anfängliche Kriegsbegeisterung wich der Ernüchterung und machte dem Entsetzen Platz.

Nach dem Ende des Krieges – zwischenzeitlich war sein erster Erzählungsband *Der schwarze Baal* (1917) erschienen und er hatte gemeinsam mit Leonhard Frank (1882-1961) den renommierten, mit je 1.000 RM dotierten *Kleist-Preis* (30. November 1918) aus der Hand Heinrich Manns (1871-1950) erhalten – suchte Zech einen Ausweg aus der Verzweiflung und fand ihn vorerst in Monismus, christlicher Stimmung und revolutionärem Engagement. Letzteres übte er – bedingt durch seinen sozialen Anspruch innerhalb seiner Dichtungen – vor allem in Berlin aus, wo er sich – ohne entsprechende Parteizugehörigkeit – der SPD anschloss. Seine während des Krieges gewonnenen Erfahrungen auf dem Gebiet der Propaganda brachten ihm die Arbeit als *Werbeleiter der Sozialdemokratischen Partei* im *Werbedienst der sozialistischen deutschen Republik* ein, die er bis zur Auflösung

der Organisation im Herbst 1919 ausübte. Hier arbeitete er maßgeblich am propagandistischen Weg der Partei mit. Das Verhalten der SPD-Verantwortlichen in der Etablierung ihrer Regierungsmacht führte zur Abwendung vom parteipolitischen Engagement. Zech sprach verbittert von der »Installierung einer neuen, von Wirtschaftsmagnaten und Bankdirektoren geleiteten Regierungsform unter dem Protektorat der schwarzen und der sozialdemokratischen Parteibürokratie«.

Insgesamt war Zech sehr umtriebig und produktiv in jenen Jahren zwischen 1910 und 1930/33: seine journalistischen und literaturkritischen Beiträge veröffentlichte er u. a. auch unter den Pseudonymen »Timm Borah« oder »Paul Robert«; er ließ sich über die *Grundbedingungen der modernen Lyrik* aus, verfasste eine *ketzerische Studie* über die *Reichspropaganda*, wetterte gegen den *Starrkrampf der geistigen Jugend* oder zog eine *Bilanz deutscher Lyrik seit 1923*. Er verfasste Aufsätze über August Strindberg (1849-1912), Ernst Blass (1890-1939) oder Franz Werfel (1890-1945). Bei Hans Ehrenbaum-Degeles *Gedichten* trat er 1917 als Herausgeber auf. Viele seiner Gedichte fanden unter den Rubriken *Lyrik der Arbeitswelt* und *Arbeiterdichtung* Eingang in die staatlichen Schul- und Lesebücher (insbesondere das Gedicht *Der Hauer*). Mitte der 1920er Jahre hatte er den Zenit seines Wirkens erreicht. Sogar der apostrophierte Literaturpapst Franz Blei (1871-1942) nahm ihn 1922 in sein *Großes Bestiarium der modernen Literatur* auf:

Der Zech: So heißt ein in Kohlenbergwerken lebender Höhlenkäfer, wo er das einförmige Geräusch der Spitzhacke mit seinem guten Takte begleitet. In den belgischen Gruben nannten die dortigen Leute den Zech auch Verhaeren.

Es erschienen zahlreiche, in Privatdrucken herausgebrachte Gedichtsammlungen – wie *Schwarz sind die Wasser der Ruhr. Gesammelte Gedichte aus den Jahren*

1902-1910 (1913) – und *Neue Weihnachtsblätter* (13 Hefte von 1918-1932).

Fast gleichzeitig arbeitete Zech – wie ein Workaholic – an mehreren Projekten, oftmals nur für die Schublade; verschiedene Werke konnte er erst Jahre nach ihrer Entstehung bei einem Verlag unterbringen und eine Vielzahl seiner Schriften erschien erst nach seinem Tod.

1919 gehörte Zech, u. a. neben Else Lasker-Schüler, Walter Hasenclever (1890-1949), August Stramm (1874-1915), Georg Trakl (1887-1914), Karl Otten (1889-1963) und Franz Werfel (1890-1945), zu den engagierten und ausdrucksstarken Autoren, die Kurt Pinthus (1886-1975) zu seiner »Symphonie jüngster Dichtung« *Menschheitsdämmerung* zusammenfasste, was Zech endgültig eine »Kanonisierung« als »Expressionist« einbrachte. Er ist hier mit 13 Gedichten vertreten. Dabei steht das Sonett *Fabrikstraße tags* (vgl. S. 10), das Zech auf das Jahr 1911 datierte, synonym für sein Literaturverständnis dieser Tage.

Von 1920 bis 1923 arbeitete Zech für die deutsche Eisenbahnreklame in Berlin, um 1923 als Dramaturg am *Dramatischen Theater* (Berlin) in Erscheinung zu treten (das Unternehmen ging 1924 in Konkurs). Ebenso episodenhaft blieb seine Herausgebertätigkeit der kurzlebigen Zeitschrift *Das dramatische Theater* 1924 auf Vermittlung des Regisseurs und Theaterintendanten Wilhelm Dieterle (1893-1972), mit dem er sich dann 1925 überwarf, was das Ende dieser Arbeit bedeutete.

1925 nahm Zech, der trotz seiner literarischen Erfolge vom Schreiben allein nicht leben konnte, auf dem Höhepunkt seiner literarischen Karriere eine Stelle als Bibliothekshelfer in der *Berliner Staatsbibliothek* an. An Zweig schrieb er:

Denk Dir, ich habe mich wieder in ein Amt begeben. Ich kann nicht Feuilletons auf Kommando schreiben. Und da ich nicht mehr die Spannkraft habe, Geldsorgen heiter zu

ertragen, verdiene ich mir auf bürgerliche Art mein tägliches Brot. Hier verlangt man dafür nichts weiter als das im Rahmen der Stellung liegende Pensum. Und das leiste ich wie ein normaler Büromensch und damit basta.

Dennoch wurden seine literarischen Veröffentlichungen zahlreicher, auch wenn das Publikum, das sie erreichten, wegen der Zech umgebenden Skandale immer geringer wurde: 1925 erschienen die Romane *Peregrins Heimkehr* und *Die Geschichte einer armen Johanna*, zwei Erzählungen unter dem Titel *Die Mutterstadt. Die unterbrochene Brücke* sowie vier Erzählungen als *Das törichte Herz*, 1926 folgte der Roman *Ich bin du*, 1928 das Balladenbuch *Das rote Herz der Erde*, 1929 die Erzählungssammlung *Das Baalsopfer* und schließlich 1932 die *Terzinen für Thino*.

Am 21. Mai 1926 wurde an der *Berliner Volksbühne* Zechs Rimbaud-Drama *Das trunkene Schiff* unter der Regie von Erwin Piscator (1893-1966) aufgeführt; die Bühnenbilder entwarf kein Geringerer als George Grosz (1893-1959). Die Aufführung stellte Zechs größten (und einzigen wirklichen) Erfolg als Dramatiker dar. Dennoch blieb Zech dem Genre verhaftet: Bereits am 25. März 1921 war sein Stück *Verbrüderung* als »erste literarische Sonderveranstaltung der Volksbühne« in Berlin uraufgeführt worden. 1925 schrieb er das Drama *Triumph der Jugend* (UA.: Leipzig, 23. Januar 1926), es folgten *Erde – die vier Etappen eines Dramas zwischen Rhein und Ruhr* (1925, UA.: Königsberg, 5. Dezember 1925), *Fremdes Gesicht im Haus* (1926), *Der unbekannte Kumpel* (1927), *Jochanaan* (1928), das »chorische Spiel« *Morgenrot leuchtet. Ein Augsburger Festspiel* (1930), das Zech als Auftragswerk der Stadt zur 400-Jahrfeier der *Confession Augustana* verfasste (UA.: Augsburg, 12. Juli 1930), *Hiob* (UA.: Zittau, 25. März 1930) und als letzte vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten erschienene Publi-

kation des Drama *Das Schloß der Brüder Zanowsky* (Frühjahr 1933).

»Ich werde hier nicht heimisch werden können.«
Paul Zech im argentinischen Exil (1933-1946)

Die Gründe, warum der damals 52-jährige Zech Deutschland verließ, sind nicht ganz geklärt. Es gilt allerdings festzuhalten:

1. Als Zech 1933 emigrierte, war er trotz seiner literarischen Erfolge, »so gut wie vergessen«. Er hatte »seinen Tiefpunkt als Schriftsteller bereits längst erreicht«, wurde vom Literaturbetrieb »weitgehend ignoriert, vom deutschen Lesepublikum vergessen und von vielen Zunftgenossen gemieden«.
 2. Zechs Bücher und Schriften waren während der Jahre zwischen 1933 und 1942 im NS-Deutschland nicht verboten.
 3. Entgegen verschiedener Darstellungen gehörte Zech nicht zu den »verbrannten Dichtern«: Bereits 1946 hat Walter A. Berendsohn in *Die humanistische Front* (Zürich 1946) nachgewiesen, dass Zech in der maßgeblichen Liste *Entstellende Kriegsliteratur* (wegen seines Antikriegsbuches *Das Grab der Welt* von 1919), die am 26. April 1933 in Berlin veröffentlicht wurde, nicht genannt war. Auch andere das literarische Exil 1933-1945 oder die »Bücherverbrennung« (Mai 1933) analysierende Darstellungen verzeichnen Zech nicht.
 4. Zech wurde 1933 von Seiten der neuen Machthaber keine Aufmerksamkeit geschenkt; man nahm ihn nicht als »regimefeindlichen Intellektuellen« wahr, von dem eine Gefahr ausgehen könnte.
 5. Die von Zech immer wieder behauptete Ausbürgerung lässt sich bis heute nicht nachweisen.
- Am 20. März 1933 verlor Zech seine Stelle als Hilfsbibliothekar; ein förmliches Arbeitszeugnis wurde nicht er-

stellt. Zechs Datierung der Entlassung auf Mitte April 1933 und eine nicht nachzuweisende anschließende Inhaftierung hängen mit dem *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* vom 7. April 1933 zusammen, das in seiner Umsetzung sämtliche jüdische und sozialdemokratische Beamte, aber auch missliebige Personen aus dem Staatsdienst entfernte. Da Zech aber weder jüdischer Religion noch Beamter war, konnte das Gesetz auf ihn keine Anwendung finden. Es ist anzunehmen, dass Zech diesen Zusammenhang konstruierte, um sich als politisch Verfolgter darstellen zu können. Fragwürdig bleibt auch eine Hausdurchsuchung im Juli 1933 im Haus Zechs in Groß-Besten, da Zechs postalische Anschrift und damit sein Wohnsitz im Königsweg 22 war. Die im Berliner *Document-Center* überlieferte *Akte Paul Zech* aus den Beständen der *Reichskulturkammer* der Jahre 1933 und 1942 lässt die von Zech immer wieder aufs Neue umgedichtete Historie im Zwielficht erscheinen. Demnach hat sich Zech noch im Juli 1933 darum bemüht, in den *Reichsverband deutscher Schriftsteller* aufgenommen zu werden. Sein Antrag vom 20. Juli 1933, dem auch eine vorformulierte eidesstattliche Versicherung (sich »jederzeit für das deutsche Schrifttum im Sinne der nationalen Regierung einzusetzen«) beigelegt war, wurde bereits am 28. Juli 1933 abgelehnt. Die Aktennotiz des zuständigen Sachbearbeiters in der *Reichskulturkammer* Alfred Richard begründet die Entscheidung: »Die Aufnahme Zechs bitte ich abzulehnen. Z. ist durch Dr. Bühlke wegen einer üblen Plagiatsaffäre [aus dem *Schutzverband deutscher Schriftsteller*] ausgeschlossen. Im übrigen hat er längere Zeit unbefugt den Dr.-Titel geführt«. Erst 1942 wird seitens der *Reichskulturkammer* gebeten, »von jeder Veröffentlichung Abstand zu nehmen, da die Aufnahme Zechs in den Reichsverband deutscher Schriftsteller bzw. der Reichsschrifttumskammer unter dem 28.7.1933 abgelehnt wurde.«

In der zweiten Augustwoche verließ Zech Deutschland über Prag und Paris, wo er die Einladung seines Bruders nach Argentinien erhielt. Über Genua, Neapel, Rio de Janeiro, Porto Allegro und Montevideo reisend, erreichte er Ende November/Anfang Dezember 1933 Buenos Aires. Das Exilleben wurde für ihn zu einer prägenden Erfahrung der letzten Lebensjahre: »Ich werde hier nie heimisch werden können. Man lebt wie ein Tier, das angeschossen ist und sich im Gebüsch verkrochen hat.« Literarisch konnte Zech in Argentinien nicht Fuß fassen. Wie vielen seiner ins Exil vertriebenen Kollegen war es auch ihm nicht möglich, von den Erträgen seiner literarischen Arbeit allein zu leben. Weder die namhaften Exil-Verlage noch die bekannten Exil-Bühnen interessierten sich für seine Romane, Gedichte oder Zeitstücke. Obwohl er von Juni 1934 bis November 1936 als freier Mitarbeiter beim *Argentinischem Tage- und Wochenblatt* (Buenos Aires) arbeitete und hier zahlreiche satirische Zeitgedichte (in der Rubrik *Gedicht der Woche*), Glossen und Erzählungen verfasste, gelang es ihm nicht, die im südamerikanischen Exil entstandenen Romane und Dramen zu Lebzeiten zu veröffentlichen. Einzig die Lyriksammlung *bäume am rio de la plata* (1935), der Zyklus *Neue Welt. Verse aus der Emigration* (1939) und die Erzählungen *Ich suchte Schmied und fand Malva wieder* (1941) konnten ohne größeren Erfolge in Argentinien veröffentlicht werden. Auch die Uraufführung seines Dramas *Nur ein Judenweib* (verfasst unter seinem Pseudonym »Rhenanus«) an der *Jiddischen Bühne* Buenos Aires am 5. April 1935 konnte an diesem Zustand nichts ändern. In die vorderer Reihe der Exilanten vermochte Zech nicht vorzudringen.

Seine Schaffenskraft blieb ungebrochen: 14 Dramen entstanden während dieser Jahre: Die Stücke *Der rote Faden*, *Südamerikanische Nächte*, *Der Fall Robert Pfuhl*, *Emigranten* oder *Der letzte Inka* blieben ebenso unge-

druckt und unaufgeführt wie das den Männern des 20. Juli gewidmete Drama *Die drei Gerechten*. Einzig das Drama *Heuschrecken* wurde 1938 in Basel uraufgeführt. Zech kann nicht als Exilant im üblichen Sinn gelten: Er mied meist die politischen oder gesellschaftlichen Organisationen der Exulanten, beteiligte sich auch außerhalb seiner zeitbezogenen Werke nicht an den öffentlichen Diskussionen und Auseinandersetzungen der Exilanten. Er verweigerte zwar nicht, Vorträge über die Werke seiner Kollegen zu halten, Solidaritätsaktionen gegen den Nationalsozialismus zu fördern oder persönliches Engagement zu zeigen, verstand sich selbst aber »als Kampfgefährte aller deutschen antifaschistischen Schriftsteller«. 1937 stellte sein Bruder Rudolf, der bis dahin Zechs Unterkunft finanziert hatte, die Unterstützung Zechs aus unbekannten Gründen ein. In Briefen an das *American Committee for German Refugees* und die *American Guild for German Cultural Freedom* schilderte Zech seine finanzielle Situation in dramatischen Worten – auch wenn er es wieder einmal mit der Wahrheit nicht so genau nahm. An Frank Riechie schrieb er unter dem 27. Januar 1938, er trage noch immer den Anzug (aber »keine Unterwäsche«), den er bei seiner Ankunft getragen habe, bei Hubertus Prinz zu Löwenstein, dem Leiter der Organisation, klagte er, Mantel und Unterwäsche schon seit drei Jahren nicht mehr zu kennen. Auf Vermittlung von Max Hermann-Neisse (1886-1941) bewilligte die *American Guild* ihm Anfang 1938 ein Stipendium von 40 US-Dollar (1 \$ = 4 Pesos) für die Dauer von drei Monaten, das Zech mehrmals auf schließlich zwei Jahre verlängern konnte. Hinzu kamen auch noch die spärlichen Honorare aus seinen Veröffentlichungen. Für 1946 ist nachgewiesen, dass Zech über ein monatliches Handgeld von rund 140 Pesos – bei freier Kost und Logis – verfügte, das ihm von Freunden und Förderern zur Verfügung gestellt wurde. Seit 1937 gehörte Zech zu den

»höchstalimentierten Emigranten der American Guild for German Cultural Freedom«.

Doch immer wieder findet sich dieser doch recht freie, fast schon wahrnehmungsverzerrte Umgang mit der eigenen Realität. Die in den überlieferten Briefen an die *American Guild* gemachten Angaben sind äußerst widersprüchlich: Mal hat Zech Kinder – 16 und 18 Jahre alt (tatsächlich waren beide über dreißig) –, dann wieder keine, mal ist sein Haus in Groß-Besten von den Nationalsozialisten zerstört worden, obwohl Frau und Kinder bis 1962 darin lebten, ein anderes Mal muss er Geld für den Erhalt zuschießen. Und immer wieder werden Verfolgungsängste begründet (ein Messer-Angriff auf Zech – politisch motiviert oder nicht – fand tatsächlich statt).

Im Herbst 1941 gehörte Zech zu den Initiativgründern des *Comité Alemán Democrático* (*Deutsches Hilfswerk für Demokratie*), seine einzige nachweisbare Teilnahme an einer Exilorganisation. Das *Hilfswerk* aus Kommunisten, Sozialdemokraten und parteilosen Regimegegnern arbeitete eng mit dem argentinischen *Roten Kreuz*, der *Junta de la Victoria*, der *Comisión Democrática Argentina des Ayuda a la URSS* zusammen und sammelte bis Ende 1941 Spenden zum Ankauf von Medikamenten, Wolldecken, chirurgischen Instrumenten und Wäsche für die *Rote Armee*.

Von 1942 bis zu seinem Tod lebte Zech dann im Haus der Familie Else de Kuschs. Sein gesundheitlicher Zustand verschlechterte sich rapide. Physische (Herzleiden) und psychische Probleme (Bewusstseinsstörungen) zwangen ihn zu Aufenthalten in Krankenhäusern. Auch wenn er 1943 als Redaktionsvertreter der Exil-Zeitschrift *Die deutschen Blätter* auftrat, verbesserte sich seine Lebenssituation kaum, da die durch Spenden und Sponsoren getragene Zeitung nur geringe Honorare zahlen konnte.

Was blieb, war dieser den meisten Exilanten eigene Weltschmerz, den der Verlust der sprachlichen wie tat-

sächlichen Heimat ausmachte, dieser – wie Thomas Mann es nannte – »Herzschmerz des Exils«.

Zech starb am 7. September 1946 im Alter von 65 Jahren in Buenos Aires. Seine sterblichen Überreste wurden im Krematorium der *Chararita*, des Hauptfriedhofes von Buenos Aires, eingeäschert und seine Urne beigesetzt. Seine endgültige Grabstätte fand Zech in den frühen 1970er Jahren in Berlin-Friedenau. An seinem Berliner Wohnhaus Naumannstraße 78 (früher: Königsweg 22) unweit der Torgauer Straße befindet sich seit dem 22. August 1983 eine Gedenktafel aus Bronze.

Das schriftstellerische Werk

Betrachtet man die umfangreiche Liste der Veröffentlichungen und der hinterlassenen Schriften, so muss man konstatieren, dass Zech in allen Gattungen zu Hause war. Zechs besondere und auch bis in die Gegenwart wirkenden Verdienste liegen vor allem auf dem Gebiet der Übersetzung bzw. freien Übertragung französischsprachiger Autoren ins Deutsche. Nicht nur eine Auswahl der *Gedichte* Paul Verlaines (1844-1896), auch wenn sie unveröffentlicht blieben, oder Emile Verhaerens (u. a. *Die wogende Saat*, Leipzig 1917) wurden von ihm übersetzt, er übertrug auch eine kleine *Gedichtauswahl* Charles Baudelaires (1821-1867), Léon Deubels (1879-1913) *Die rotdurchrasten Nächte* (Berlin 1914), Stéphane Mallarmées (1842-1898) *Herodias. Dramatisches Fragment* (Berlin 1919) und *Nachmittagstraum eines Fauns* (Berlin 1922), Honoré de Balzacs (1799-1850) *Tante Lisbeth* (Berlin 1923), Henry-Marx' Drama *Triumph der Jugend* (Leipzig 1925), Charles Peguys (1873-1914) *Ewige Gespräche*, François Villons (1431-1463) *Lasterhafte Balladen* (1931) und vor allem Jean-Arthur Rimbauds (1854-1891) *Erleuchtungen. Gedichte in Prosa* (Leipzig 1925), sein gesammeltes Werk (Leipzig

1927) sowie seine Ballade *Das trunkene Schiff* (Bochum 1928). Posthum erschienen noch Rimbauds *Das Herz unter der Soutane* (Berlin 1948, mit einem Vorwort von V. O. Stomps), Louïze Labés (1526-1566) *Liebesgedichte einer Lyoneser Seilerin* (Berlin 1948) sowie *Altfranzösische Liebeslieder* (Berlin 1965). Diese Übertragungen sind auch heute noch als eigenständige Werke anzusehen; Zech dachte sich in die zu übersetzenden Schriftsteller hinein, »atmete« ihre Zeit und ihren Duktus, um eine adäquate Übertragung zu erreichen. Bereits 1961 unterteilte der Germanist Walter Huder Zechs Werk thematisch in drei Bereiche:

1. der Themenkreis des Verhängnisses, der Isolation, der Verkettung, der Kälte, bildgeworden in den Dichtungen der Kohlengruben, der Städte, des Hafens, also der Technik,
2. der Themenkreis der Sehnsucht, der Befreiung, der Inbrunst, der Verwirklichung zum Wesen hin, bildgeworden in den Dichtungen der Natur, des bäuerlichen Lebens, vor allem aber des Waldes und schließlich
3. der Themenkreis der Vereinigung, der Verbrüderung, der kosmischen Erhöhung, der Allheimat, bildgeworden in den Dichtungen der Liebe, des reinen Menschenbildes und des religiösen Sozialismus.

Zechs literarische Anfänge stehen noch ganz im Zeichen des endenden Jugendstils. In seinen Gedichten mischen sich die sentimentale Neigung zu Naturfrömmigkeit, die bereits im Spannungsfeld zur modernen Welt steht, und sozialkritische Wirkungsabsicht mit naturalistischen Elementen zur Überbrückung aller menschlichen Gegensätze mit dem Ziel, eine Einheit »von Ich und Mitmenschen, mit Tier und Baum, also mit der ganzen natürlichen Welt« zu erschaffen. Dabei entpuppte sich Zech als »sinnlicher Betrachter par excellence, ein Augenmensch und Hymniker des Sichtbaren«.

Wie kaum ein anderer Schriftsteller seiner Generation benutzte er das klassische Sonett als Ausdrucksform sei-

ner Lyrik; kurze Gedichte, auch reimlose, sind kaum zu finden. Dennoch wirken seine Verse, trotz strengen Versmaßes und gebundener Form – nicht starr und steif, sondern, bedingt auch durch die souveräne Handhabung des Enjambements (er benutzt in der Hauptsache Strophen mit sechshebigen Jamben), eindringlich. Den neuen Vorwurf »Industrie und Arbeitswelt« in die alte Form des Sonetts zu bringen, macht den Reiz seiner Gedichte aus.

In seinen frühen Gedichten und Erzählungen thematisierte Zech neben seinen poetischen Naturschilderungen die schlechten Lebensbedingungen der mit dem Bergbau verbundenen Menschen und führte Klage gegen den Industriekapitalismus. Er erwies sich dabei allerdings nicht als scharfer Theoretiker – man findet keine kritischen Gesellschaftsanalysen – oder gebärdete sich gar revolutionär. Vielmehr bleiben seine sehr eindringlichen Bilder in der bloßen Darstellung einer als brutal empfundenen Zwangseinrichtung stecken, die den Einzelnen knechtet und ausbeutet. Er verarbeitete dabei seine authentischen Erfahrungen, verband sie aber mit einer bis in den Aberglauben reichenden Mystifizierung des Unerklärlichen. Welt und Wirklichkeit des Menschen werden als fremdartig, bedrohlich erlebt und enden auf Grund mangelnder Fluchtmöglichkeiten in tiefster Depression. So eindrucksvoll, sprach- und bildgewaltig die Erzählungen *Der schwarze Baal* oder *Das Pferdejuppchen* auch sind, Zech gelingt es nicht, sich von den »mythisch-animistischen Assoziationen« zu lösen. Zechs Sprache hat etwas Verbissenes, Trotziges, ganz und gar Eigenwilliges. Man hält sie leicht für gemacht, konstruiert, geschmiedet oder mit der Axt gehauen, wie Else Lasker-Schüler es in ihrem Gedicht *Paul Zech* ausdrückte.

In den meisten im Exil entstandenen Texten – insbesondere den Indio- und Folkloregeschichten – griff er die bereits in den 1920er Jahren gepflegten Themen auf:

Hier der idealisierte Urwald als unberührte Natur, der die deutlich negativ gezeichnete Großstadt (insbesondere Buenos Aires) gegenübergestellt wird. Dabei tritt Zechs Neigung zur Exotik hervor, die häufig seine Sozialkritik der frühen Prosawerke überdeckt.

Von den »politischen«, d. h. auf die aktuellen Entwicklungen in Deutschland reagierenden Werken, die Zech während seines Exil verfasste, sind vor allem die Romane *Deutschland, dein Tänzer ist der Tod* und *Michael M. irrt durch Buenos Aires* zu nennen, die das Exilthema – trotz formaler und inhaltlicher Mängel – eindringlich thematisieren.

Das »westfälisch-Verkrochene« liegt mir »im Blut«

Es gilt nunmehr noch die Frage zu beantworten, weshalb ein *Paul-Zech-Lesebuch* in dieser Reihe erscheint.

Schon 1927 hob der Kritiker Georg Witkowski anlässlich der Uraufführung von Zechs Drama *Der Kuckucksknecht. Ein sauerländisches Stück in drei Akten* im *Alten Theater* (Leipzig) ganz im Duktus seiner Zeit hervor:

Er erlebt stark, er formt stark. Er verdichtet Erlebnisse. Seine zwei reichsten Jahre waren die auf der vorväterlichen westfälischen Scholle. Ihr Brodem, gemischt aus Geruch der Ackerkrume, schwerem Dunst der Bauernhäuser, Stickluft der Kohlenbergwerke, atmet aus Zechs echtestem Werk.

Renate von Heydebrandt untermauerte 1978 die Beschäftigung mit Paul Zech als »westfälischem Schriftsteller« in ihrer Studie:

Wenn der Autor seine gefühlsmäßige Doppelbindung an Natur und bäuerliches Leben einerseits, an den – lebenslang aber negativ gesehenen – Komplex von Industrie, Großstadt und Technik andererseits mit seinen Ahnen aus Bauernstand und Kohlenbergbau Westfalens begründet, so ist das eher

eine Privatmythologie; aber die Erlebnisse einer zweijährigen »Gastarbeiter«-Zeit als Kohlenhauer im Ruhrgebiet (und in Belgien) haben sein Dichten in der Tat nachhaltig geprägt.

»Künstlerisch gab mir das Rheinisch-Industrielle den Grund«, schrieb Zech 1920 an den Redakteur der Zeitschrift *Neues Rheinland*, Herbert Saekel (1891-1943), »stärker aber noch liegt mir das westfälisch-Verkrochene (von der Mutter her) im Blut.«

Dem gibt es eigentlich nichts hinzuzufügen. Zechs vorrangiges Thema in der frühen Schaffensphase ist das Ruhrgebiet, das Land am Hellweg, und seine Industrie. Auch wenn er nicht in Westfalen geboren wurde und sich nur kurze Zeit in diesem Land aufhielt, reichen die dort gemachten Erfahrungen dennoch aus, um ihn in eine westfälische Anthologie aufzunehmen.

Wolfgang Delseit

Textnachweise

Soweit nicht anders vermerkt, folgt die Zitierung der 1998 bis 2001 von Bert Kasties in Zusammenarbeit mit Dieter Breuer im Aachener Shaker Verlag herausgegebenen Ausgabe: Paul Zech: *Ausgewählte Werke*. Bd. I: *Gedichte* – Bd. II: *Dramen* – Bd. III: *Prosa* – Bd. IV: *Vermischte Schriften* – Bd. V: *Romane*.

Zur umfangreichen Bibliografie Paul Zechs vgl. das von Walter Gödden und Iris Noelle-Hornkamp im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe herausgegebene *Westfälische Autorenlexikon*. Band 3: *1850 bis 1900* (Paderborn 1997), S. 893-916.

Der Wald (Bd. I, S. 55) – *Die Einfahrt* (I, 57) – *Der Hauer* (I, 58) – *Fabrikstraße tags* aus: Kurt Pinthus: *Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung*. Berlin 1920 [1919], S. 55 – *Der schwarze Baal* aus: Paul Zech: *Der schwarze Baal. Novellen*. Leipzig 1917, S. 9-25 – *Streikbrecher* (I, 62) – *Wir* (I, 66) – *Das schwarze Revier* (IV, 63-66) – »Brief an Richard Dehmel« aus: Richard Dehmel: *Dichtungen. Briefe. Dokumente*. Hg. v. Paul Johannes Schindler. Hamburg 1963, S. 225 f. – »Brief von Richard Dehmel« aus: Richard Dehmel: *Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1902 bis 1920*. Bd. 2. Berlin 1923, S. 299 f. – *Zwei Wupperstädte* (I, 75) – »Brief an Stefan Zweig« aus: *Stefan Zweig – Paul Zech. Briefe 1910-1942*. Hg. v. Donald G. Daviau. Frankfurt a. M. 1986, S. 62 – *Weihnacht über den Gräben* aus: *Die Schaubühne* 12./1916, S. 589; zit. n. Paul Zech: *Golgatha. Eine Beschwörung zwischen zwei Feuern*. Hamburg/ Berlin 1920, S. 61 – *Der Mann am Kreuz* (III, 130-138) – *Die Geschichte einer armen Johanna*. Berlin 1925, S. 5-11 [Kap. I.] – *Ruhrberg* (III, 161-165) – *Dichter und Bauer* aus: Paul Zech: *Das Baalsopfer*. Hamburg 1929, S. 47-59 – »Brief an Stefan Zweig« aus *Stefan Zweig – Paul Zech. Briefe 1910-1942*. Hg. v. Donald G. Daviau. Frankfurt a. M. 1986, S. 99 f. – *Buenos Aires* aus: *Die Sammlung*, 2./1935, S. 427-436 – *Lieb Vaterland* (I, 192) – *Vielleicht war schon zu schwer mein Blut* (I, 259 f., Zeichnung: Rudolf Zech) – *Toncueta-Indianer beim Fischfang* aus: Paul Zech: *Das Rote Messer. Begegnungen*

mit Tieren und seltsamen Menschen. Rudolstadt 1953, S. 39-55 (Zeichnungen: Herbert Bartholomäus) – *Der Teufel Tuyá und das Mädchen Poti* aus: Paul Zech: *Die grüne Flöte vom Rio Beni*. Rudolstadt 1955, S. 75-80 (Zeichnung: Herbert Bartholomäus) – *Wer ist eigentlich dieser Paul Zech?* (IV, 281-293) – *Heimkehr* (I, 293) – *Die Ballade von einem netten kleinen Barbier* (S. 21); *Die Ballade von den Lästerzungen* (S. 37); *Die Ballade von den allgemeinen Redensarten* (S. 81); *Die Ballade von einer alten Klempnersfrau* (S. 86 f.); *Eine kleine Ballade von dem Mäuslein, das in Villons Zelle Junge bekam* (S. 89 f.); *Eine verliebte Ballade für ein Mädchen namens Yssabeau* (S. 98) aus: *Die lasterhaften Balladen und Lieder des François Villon*. Nachdichtung von Paul Zech. ND München 1962 – *Zueignung des deutschen Nachdichters an seine unsterbliche Freundin* (S. 5); »O braune Augen...« (S. 7); »Als mich die Lust...« (S. 9); »Küß mich noch einmal...« (S. 23) aus: *Die Liebesgedichte einer schönen Lyoneser Seilerin namens Louïze Carly Labé*. Nachdichtung von Paul Zech. Berlin 1947 – »Leser, verlange von einem Selbstbildnis...« aus: Kurt Pinthus: *Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung*. Berlin 1920 [1919], S. 301 f. (Zeichnung: Hans Baluschek) – *Der Lebenslauf* (IV, 122-126).

In Band 8 von *Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung* (Bielefeld 2006) erscheint ein umfangreicher Aufsatz über Paul Zech.

Der Bearbeiter und der Herausgeber danken Herrn Bert Kasties (*Paul-Zech-Rechtsnachfolger*) als Rechteinhaber für die freundliche Abdruckgenehmigung der Texte.